1,40 DM / Band 85
Schweiz Fr 1.60 / Österr. S 10.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Tigerfrauen greifen an!

Belgien F 27 / Frankreich F 3,50 / Italien L 650 / Luxemburg F 25 / Niederlande f 1,60 / Schweden kr 4,25 i.m. / Spanien P 60



Tigerfrauen greifen an!

John Sinclair Nr. 85

von Jason Dark

erschienen am 19.02.1980

Titelbild von Pujolar

Sinclair Crew

Tigerfrauen greifen an!

Damals, vor einem halben Jahr etwa, da war sie mir in letzter Sekunde entwischt.

Serena Kyle, die Dienerin der Teufelstochter. Eine Frau, die durch ihre Schönheit blendete, doch im Innern kalt wie ein Eisblock war. Ein Mensch ohne Herz, aber voller Rachegedanken.

Sie hatte nichts vergessen. Nicht die Niederlage und nicht den Mann, der sie ihr beigebracht hatte. Das war ich.

Und Serena Kyle schlug zurück.

Diesmal härter und grausamer als zuvor…

Die nächste Laterne leuchtete wie eine trübe Zitrone. Ihr Licht versickerte bereits nach einer Handspanne im Nebel.

Ich zog den Kragen meines Mantels höher und warf Suko, dem Chinesen, einen skeptischen Blick zu. »Du bist dir hundertprozentig sicher, daß es hier ist?«

»Mein Vetter Kim lügt nicht.«

»Hm.« Ich legte meine Stirn in Waschbrettfalten. Suko hatte zahlreiche Vettern. Ich kam da nicht mit. Er kannte Gott und die Welt, wenigstens bei seinen Landsleuten. Irgendwie waren sie alle miteinander verwandt. Suko hatte auch meistens recht, doch ein Rest Mißtrauen blieb einfach zurück.

Vielleicht hing dies auch mit der Gegend zusammen. Sie sah einfach zum Fürchten aus. Enge Gassen, alte Häuser, ineinanderverschachtelt, durchzogen von zahlreichen Gängen und Geheimtüren, und ausgestattet mit vielen Schlupfwinkeln.

Gefährlich, geheimnisvoll und rätselhaft war dieses Viertel, in dem hauptsächlich Chinesen lebten.

Das Kopfsteinpflaster schien zu dampfen. Herbstnebel kroch in die Gassen. Ein Gully stieß Dampfwolken aus. Die Luftfeuchtigkeit näherte sich der 100-Prozent-Marke.

Typisches Londoner Wetter. Alles war klamm und feucht. Diese Feuchtigkeit zog auch in die nicht so gut isolierten Häuser. Sie fand ihren Weg durch zahlreiche Ritzen und Spalten. Mein Mantel und Sukos Lederjacke glänzten wie mit Öl eingerieben.

Der Chinese schaute an der Fassade hoch.

Der Bau bestand zur Hälfte aus Stein. Über der ersten Etage waren die Steinmauern durch Holz ersetzt worden. Es verströmte einen beißenden Geruch. Das Dach stand etwas vor. Wasser tropfte von einer waagerecht laufenden Regenrinne.

Und weshalb waren wir hier?

Ganz einfach gesagt. Es ging um drei Morde. Die Opfer hatten schlimm ausgesehen, so als wären sie unter die Tatzen großer Raubkatzen geraten.

Einem Tiger, zum Beispiel…

An diese außereuropäischen Raubkatzen glaubte natürlich niemand, doch dann war es einer von Sukos Vettern, der allen Spekulationen um die Art und Weise der Morde die Luft nahm.

»Es sind Tigerfrauen«, hatte er am Telefon geflüstert, die Adresse genannt und aufgelegt.

Jetzt standen wir in dieser Gasse, wo mir das Wasser in den Nacken tropfte und unangenehm kalt über den Rücken rieselte.

Wir hatten fast fünf Minuten vor dem Haus gewartet und keinen Menschen gesehen. Trotzdem war ich sicher, von zahlreichen Augenpaaren beobachtet zu werden. Diese fremdländischen Viertel

flößten mir immer Unbehagen ein.

Suko drückte die Tür auf.

Dahinter lag ein enger, muffiger Korridor, und bereits jetzt fiel mir ein süßlich beißender Geruch auf.

Opium!

Fast hätte man darauf wetten können. Innerhalb des Chinesenviertels wurde Opium geraucht. Es gab regelrechte Opiumhöhlen, und ich hatte das Gefühl, in eine davon hineingeraten zu sein.

Ich tippte Suko auf die Schulter. Als er sich umdrehte; teilte ich ihm flüsternd meinen Verdacht mit.

Er hob nur die Achseln.

Wir gingen weiter.

Der Gang machte einen Knick nach links, und jetzt sah ich auch schmale Türen, die rechts und links abzweigten. Licht wurde von kleinen kugelförmigen Petroleumlampen gespendet, die an den Gangwänden hingen. Die Lampen waren jedoch so schwach, daß ihre Helligkeit nicht einmal den Boden erreichte.

Aber wir konnten uns orientieren und sahen die Holztreppe, die nach oben führte.

Wie mir Suko vorher erklärt hatte, waren die Bewohner von unserer Ankunft informiert worden, so daß wir sicher sein konnten, nicht gestört zu werden.

Ein Geländer wies die Treppe nicht auf. Dafür sah sie mehr als brüchig aus, und als Suko seinen Fuß auf die erste Stufe setzte, knarrte sie erbärmlich.

Ich verzog das Gesicht, schaute mich sicherheitshalber um, doch niemand folgte uns.

Suko und ich hielten uns dicht an der Wand, gingen außen die Stufen hoch, erreichten den ersten Absatz und wären fast über das Mädchen gestolpert, das mit dem Rücken an der Wand saß und die Beine ausgestreckt hatte.

Wir blieben stehen.

Ich bückte mich.

Das Mädchen war eine Weiße. Ihr Gesicht leuchtete hell, die Augen waren aufgerissen, doch die Pupillen winzig klein.

Rauschgift!

Die Kleine war vollgepumpt mit Opium.

Verdammt auch. Ich ballte die Hände vor Zorn und Wut. Immer wenn ich Süchtige sah, überkam es mich. Es gibt wenige Menschen, die ich hasse. Aber Rauschgifthändler gehören dazu. Wenn ich daran denke, welch großes Leid sie schon über einen Teil der Jugend gebracht haben, dann kann man wirklich durchdrehen. Und die Zahl der Süchtigen steigt. Heroin und Kokain überschwemmen unser Land. Aus Südamerika und dem Orient kommt es ebenso wie aus Asien.

Ich nahm mir vor, den Kollegen von der Rauschgiftfahndung einen Tip zu geben.

Suko nickte mir zu. Wir stiegen über das Mädchen hinweg und schritten die nächste Treppe hoch, bis wir die erste Etage erreicht hatten.

Eine Doppeltür versperrte den Weg.

»Hier ist es«, wisperte Suko.

Ich trat näher an die Tür heran, da ich die Zeichen sehen wollte, die in das Holz geschnitzt worden waren.

Ich konnte sie nicht lesen. Sie entstammten einer Sprache, die ich nicht beherrschte.

»Es sind chinesische Zeichen«, klärte mich Suko auf, der mein Interesse bemerkt hatte.

»Und was bedeuten sie?«

Suko schaute ebenfalls näher hin, beugte seinen Oberkörper wieder hoch, und ich sah es seinem Gesicht an, daß er passen mußte. »Keine Ahnung, John. In China werden sehr viele Dialekte gesprochen. Ich beherrsche nur die wenigsten.«

»Aber weißt du nicht ungefähr, was sie aussagen?«

Suko schaute noch einmal nach. Schließlich meinte er: »Es gibt gewisse Parallelen zu einer mir bekannten Sprache, und wenn ich die Zeichen richtig deute, sind sie als Warnung zu verstehen.«

»Wovor?«

Suko schaute mich ernst an. »Davor, den hinter der Tür liegenden Raum zu betreten.«

Ich nickte und dachte dabei an die Morde. Drei Menschen waren gestorben, und vielleicht standen wir jetzt dicht vor der Lösung des Rätsels. Auf keinen Fall wollte ich wieder zurückgehen. Auch die Warnung schreckte mich nicht.

Ich zog meine Beretta.

Suko nahm seine ebenfalls in die Hand.

Beide Pistolen waren mit geweihten Silberkugeln geladen. Geweihtes Silber tötet Dämonen der unteren Rangstufen. Schon sehr oft hatten mir diese Kugeln geholfen.

Ich merkte, wie sich Sukos Körper spannte. Uns konnte alles hinter der Tür erwarten.

Schrecken, Grauen und Tod…

Hart preßte ich die Lippen zusammen. Ich dachte an die drei Toten und daran, wie sie ausgesehen hatten. Wir mußten diesen verdammten Mörder einfach fangen.

»Okay?« raunte Suko. Er streckte bereits seine Hand nach der linken Türhälfte aus.

Ich nickte.

Sukos Finger fielen nach unten und umklammerten den Knauf. Er

drehte ihn. Es gab ein leises, schnackendes Geräusch, dann war die Tür offen, und wir sprangen gleichzeitig in den dahinterliegenden Raum…

***

Mein Partner und ich waren ein eingespieltes 2-Mann-Team. Sofort huschten wir links und rechts der Tür zur Seite, und gleichzeitig beschrieben unsere Waffen halbkreisförmige Bogen.

Mein Finger lag am Abzug. Sollte ich angegriffen werden, würde ich innerhalb eines Sekundenbruchteils feuern können.

Es war nicht nötig.

Wir wurden nicht angegriffen, aber das, was wir sahen, verschlug uns buchstäblich den Atem.

Hinter der Tür lag ein riesiger Raum, den ich in diesem Haus wirklich nicht erwartet hätte. Ein grünlich schimmerndes Licht erleuchtete ihn, und es wurde von Lampen abgestrahlt, die sich quadratisch und gläsern fugenlos innerhalb des Steinfußbodens einreihten. Das Licht fiel nur nach oben, so daß grüne Lanzen gegen die Decke stießen und uns das zeigten, was uns so einen Schock versetzt hatte.

Von der Decke hingen gewaltige, traubenförmige Gebilde, die mich an riesige Tropfen erinnerten und oben spitz zuliefen, während sie unten durchhingen.

Auch die Tropfen schillerten grünlich, aber sie allein hätten mich nicht auf eine makabre Weise fasziniert.

Es war vielmehr deren Inhalt.

Diese Tropfen waren gefüllt.

Mit Tigerköpfen!

»Verstehst du das?« flüsterte Suko.

Ich schüttelte den Kopf und hatte nur Augen für die gewaltigen Tropfen mit ihrem makabren Inhalt.

Die Tigerfratzen starrten uns an. Sie sahen gefährlich aus mit ihren aufgerissenen Rachen und den beiden langen, spitzen Eckzähnen, die mich an die Hauer von Vampiren erinnerten.

In der Tat starrte uns da der Tod entgegen.

Ich versuchte, die Tropfen zu zählen.

Es waren zehn.

Wo kamen sie her? Wer hatte sie in diesen Raum geschafft? Sie hingen bewegungslos in der Luft, und ich sah auch kein Seil oder einen Faden, der sie festhielt.

Gelb schillerten die Augen in den Tigerköpfen. Ich wußte nun Bescheid, wer die drei Morde unter Umständen begangen hatte.

Suko stieß pustend die Luft aus.

»Was tun wir?« fragte er und trat langsam auf mich zu.

Ich hatte meinen ersten Schreck überwunden und dachte wieder klar und logisch. »Wir können versuchen, einen dieser Riesentropf en zu zerstören.«
»Es wäre zumindest eine Möglichkeit«, gab der Chinese zu.
»Siehst du keinen anderen Ausweg?«
»Nein.«
Suko hob die rechte Hand und zielte genau. Doch mein Partner brauchte nicht mehr zu schießen, denn die andere Seite übernahm den Lauf der Handlung.
Ein Tropfen zerplatzte!
Es gab eine lautlose Explosion. Die dünne Haut spritzte nach allen Seiten weg, ein gefährliches Fauchen ertönte, ein Blitz zuckte auf, der uns für zwei Sekunden blendete, und als wir die Augen wieder öffneten und klar sahen, erkannten wir den Tiger.
Aus dem Kopf und durch die Explosion war eine mörderische Bestie geworden. Ich erkannte noch ein grünes Flimmern, das die Umrisse des Tigers nachzeichnete. Dann sprang die Riesenkatze schon auf mich zu…

***

Das Hotel lag in unmittelbarer Nähe des St. James Parks. Citynah und doch ruhig, da die Seitenstraßen wenig befahren waren. Ein kleiner Park umgab das altertümliche Gebäude mit den hohen Fenstern und Erkern.
Die ersten starken Oktoberwinde hatten einen Teil der Bäume bereits entlaubt, so daß auf dem grünen Rasen ein bunter Teppich lag. Ein hohes schmiedeeisernes Gitter umgab das Grundstück, und zum Hotel selbst führte eine gekieste Zufahrt.
Das Haus gehörte zwei Frauen, die wenig Wert auf Publicity legten und ihre Räume nur an einen bestimmten Personenkreis vermieteten.
Bei ihnen hatten schon Zauberer, Illusionisten und Magier gewohnt. Die Frauen selbst führten Beschwörungen durch, interessierten sich für alles Okkulte, förderten Schwarze Messen und stellte für diese »Feiern« selbst die Räume zur Verfügung.
Niemand war ihnen bisher auf die Spur gekommen, da ihr Hotel als ein Geheimtip galt. Wer einmal bei ihnen gewohnt hatte, gab die Adresse nur an Verbündete weiter, so daß keine Unbefugter je einen Blick in das Innere des Hauses werfen konnte.
Die Besitzerinnen waren Schwestern, Zwillinge, um genauer zu sein. Sie hießen Betty und Francine Hobart. Personal beschäftigten sie nicht. Sie leiteten ihr Hotel allein.
Was in all den Jahren noch nie eingetroffen war, geschah an diesem Tag.
Das Hotel war ausgebucht.

Sämtliche Zimmer wurden belegt.
Nur von Frauen.
Eine Mannequintruppe hatte sich angesagt. Zehn Mädchen nebst der Direktrice.
Und diese wiederum hatte einen Namen erwähnt, der bei den Hobart-Schwestern auf fruchtbaren Boden gefallen war.
Asmodina!
Sie wußten, wer diese Asmodina war. Die Tochter des Teufels, die Frau, die bald die Macht innerhalb des Dämonenreiches übernehmen sollte und deren Weg auf die Erde vorbereitet wurde.
Asmodina!
Wie ein Windstoß fuhr dieser Name durch das Reich der Finsternis. Er versprach Chaos, Angst und Grauen. Aber auch eine Belohnung für diejenigen, die Asmodina dienten.
Wie Betty und Francine Hobart.
An diesem Tag sollte es endlich soweit sein. Mit Spannung erwarteten die Schwestern die Ankunft der Truppe.
Sie standen in der ersten Etage dort, wo der Flur sich zu einem Erker ausbreitete. Von hier aus konnte man den vor dem Hotel liegenden Park überblicken, bis hin zu dem Eingangstor, dessen Eisen im Laufe der Zeit Rost angesetzt hatte.
Schweigend schauten sie nach draußen.
Die Schwestern glichen sich aufs Haar.
Beide waren für eine Frau übernatürlich groß. Ihre Gesichter schimmerten wie mit weißem Puder übergossen, und in ihren dunklen Augen lag ein fanatischer Glanz. Das Alter war schwer zu schätzen. Sie konnten vierzig, aber auch fünfzig Jahre alt sein. Die Finger waren lang und dünn, die Knochen stachen hervor, und die weiten dunkelroten Kleider wirkten wie Gewänder.
Betty hatte die Gardine zur Seite geschoben und beide Hände auf die marmorne Fensterbank gestützt. Ihre Stirn war gerunzelt, die schmale Zungenspitze huschte aufgeregt über die Lippen, und ihre Augen glänzten. Sie spiegelten einen Teil dessen wider, was in ihrem Innern geschah.
»Du bist viel zu aufgeregt«, sagte Francine leise und legte ihrer Schwester eine Hand auf die Schulter.
Betty drehte den Kopf. »Bist du das nicht? Denk daran, wer heute zu uns kommt. Sie ist…«
»Ich weiß, daß sie eine Botin Asmodinas ist«, erwiderte Francine. »Und ich bin ebenso stolz wie du, daß sie gerade uns ausgesucht hat, Betty.«
»Ja, wir können stolz sein.« Betty schaute weiterhin aus dem Fenster.
Es war ein trüber Herbsttag. Zwar stand eine fahle Sonne am Himmel, doch ihre Strahlen hatten nicht mehr die Kraft, den Dunst zu

durchbrechen, der über London lag.

Der Winter war nah, und der Kreislauf der Natur lief immer weiter. Wie ein Perpetuum mobile.

»Sind die Zimmer gerichtet?« erkundigte sich Betty.

»Natürlich. Die Mädchen werden es gut bei uns haben.«

Betty nickte. »Das hoffe ich auch. Schließlich weiß jeder, was auf dem Spiel steht.«

Francine rieb sich die Hände. »Wir werden das erreichen, wovon wir immer geträumt haben«, flüsterte sie. »Endlich, Betty. Endlich sind wir soweit.«

»Noch nicht«, dämpfte Betty den Optimismus ihrer Schwester.

»Ach, geh. Es wird nichts mehr schieflaufen.«

Die Frauen schwiegen wieder und schauten hinunter in den Park. Blätter trudelten von den Bäumen. Lautlos glitten sie dem Boden entgegen, vom Wind getrieben, um sich einzureihen in den bunten Teppich der abgestorbenen Natur.

Von der Straße sah man nicht viel. Hin und wieder fuhr ein Wagen vorbei. Seine Silhouette verschmolz mit dem Grau des Tages.

Im Haus war es ruhig. Nur eine Uhr tickte. Das monotone Geräusch wirkte einschläfernd, aber die Frauen hatten sich daran gewöhnt. Ebenso wie an ihr Leben, das im Prinzip dem Bösen gewidmet war.

Betty stieß ihre Schwester an. »Da ist sie«, sagte sie und verhaspelte sich fast vor Aufregung.

»Wo?«

Betty deutete nach vorn. »Der rote Wagen dort. Vor dem Tor. Sie hat doch gesagt, welch eine Farbe ihr Fahrzeug besitzt.«

Jetzt lächelte Francine. Es machte ihr Gesicht nicht hübscher. »Ja, endlich. Öffne das Tor, schnell.«

Der Schließmechanismus basierte auf einer modernen Anlage. Auf einen Knopfdruck hin schwangen die beiden Flügel nach innen und gaben für den Wagen den Weg zum Haus frei.

Es war ein roter Jaguar, dessen breite Reifen den Kies hochwarfen. Der Wagen wurde hart gefahren, und hinter ihm schwang das Tor wieder zu.

»Laß uns nach unten gehen!« sagte Betty. Sie machte bereits kehrt und lief auf die Zimmertür zu.

Francine lachte. »Du tust gerade so, als würde Asmodina persönlich hier eintreffen.«

Betty drehte sich noch einmal um. »Vergiß bitte nicht, daß Serena Kyle Asmodinas Dienerin ist.«

»Sind wir das nicht auch?«

»Aber wir besitzen nicht die Macht wie Serena.«

»Das stimmt«, gab Francine zu und folgte ihrer Schwester. Sie ging auf die Treppe zu, die im Bogen nach unten führte und in einem

hallenartigen Raum endete. Er war mit alten Möbeln ausstaffiert und hatte sogar eine kleine Rezeption. An einer Holzwand hingen zahlreiche Schlüssel.

Betty stand schon an der Tür. Sie schaute durch das Fenster und hatte die Gardine ein wenig zur Seite geschoben, um besser sehen zu können.

Von draußen her drang das Geräusch eines fahrenden Wagens. Der Motor röhrte noch einmal auf, dann wurde es ruhig.

Betty drehte sich um. Auf ihrem fast weißen Gesicht tanzten hektische rote Flecken. »Sie sie ist da«, sagte sie.

Francine nickte. »Ich weiß.«

Die Frauen schauten sich an. Sie standen da wie Denkmäler, die Hände verkrampft und mit vibrierenden Nerven.

Es schellte.

Melodisch hallte der Gong durch das Haus.

Betty Hobart öffnete.

Vor ihr stand eine junge Schönheit. Serena Kyle. Schwarzes, lockiges Haar umrahmte ein bleiches Gesicht mit blassen Lippen und hochstehenden Wangenknochen. Die Frau trug einen leichten Mantel und hellrote Schuhe, die farblich zu ihrer Handtasche haargenau abgestimmt waren.

Jetzt hob sie den Blick.

Betty und Francine erschraken, als sie in ihre Augen schauten.

Sie leuchteten glutrot!

Wie die Augen des Satans…

***

Es ging alles blitzschnell, so schnell, daß ich gar nicht dazu kam, richtig zu reagieren.

Ich sah den gelbgestreiften Körper, hörte das gefährliche Fauchen und wuchtete mich zur Seite, ohne dabei an meine Waffe zu denken. Nur weg von dem Tiger.

Ich befand mich noch in der Luft, als ich Sukos Schrei hörte. Dann prallte ich zu Boden, der Tiger ebenfalls, und im nächsten Moment spürte ich seinen scharfen, beißenden Raubtieratem, der mir über das Gesicht fuhr.

Da wußte ich, daß seine gefährlichen Zähne nah waren.

Ich drehte den Kopf.

Der Tiger war neben mir gelandet, hatte eine Tatze erhoben und war bereit, zuzuschlagen.

Ich rollte mich weg.

»Hoch, John!« schrie Suko.

Ich spritzte auf die Füße. Selten bin ich so rasch auf die Beine gekommen, aber der Tiger griff nicht an. Er schaute mich aus seinen

tückischen, gelblich schimmernden Augen an, öffnete das Maul, senkte dann den Kopf, drehte sich halb und trottete davon.

Suko und ich schauten uns an.

Fast fingerdick lag mir der Schweiß auf der Stirn. Diese geheimnisvolle Tropfenkammer barg Rätsel über Rätsel. Erst die seltsamen Gebilde an der Decke, dann das Raubtier, das uns zwar angriff, es sich aber hinterher überlegte und sich zurückzog.

Die Frage war: wohin?

Der Tiger schritt auf seinen samtweichen Tatzen unter den Tropfen her, passierte die Lichtstrahlen und tat, als wäre nichts gewesen.

Was sollte das bedeuten?

»Hinterher«, flüsterte ich Suko zu.

Wir folgten dem Tiger. Beide hielten wir unsere Berettas schußbereit. Und es war schon ein seltsames Gefühl, unter diesen gewaltigen Tropfen herzuschreiten und dabei von zahlreichen Raubtieraugen beobachtet zu werden.

Ich erinnerte mich daran, wie die Blase geplatzt war. Und wie schnell der Tiger sich materialisierte. Jetzt hingen über uns noch zahlreiche dieser Blasen.

Wenn auch sie platzten, standen wir einer mörderischen Übermacht gegenüber und waren rettungslos verloren.

Ähnliche Gedanken mußte auch Suko haben. Sein Gesicht zeigte einen nicht gerade begeisterten Ausdruck.

Der Raum war größer, als ich angenommen hatte. Er hatte vor allen Dingen eine ungeheure Tiefe, und immer wieder umflorte uns das aus dem Boden strahlende grüne Licht wie ein leichter Schleier.

Der Tiger hatte ein paar Schritte Vorsprung. Trotz seines gewaltigen Körpers schritt er sanft, kaum hörbar. Kein lautes Klatschen der Pfoten auf dem Boden. Ich sah das geschmeidige Spiel der Muskeln und wußte, welch eine Kraft in diesem Tier steckte.

Wohl war uns beiden nicht. Ich spürte ein unangenehmes Kribbeln auf dem Rücken, und ich fragte mich, ob diese Tiger einen normalen Ursprung hatten oder einen dämonischen.

Letzteres war eher anzunehmen.

Hin und wieder warf ich einen Blick nach oben. Etwa zwei Handbreit über meinem Kopf befanden sich die Blasen. Sie schaukelten langsam hin und her. Ich bemerkte es nur, wenn ich genauer hinschaute.

Es war alles so unwirklich, so phantastisch, daß man es kaum glauben konnte.

Mitten in London eine Ansammlung dieser unheimlichen Dinge. Tigerköpfe, die in großen Tropfen von der Decke eines geheimnisvollen Raumes hingen.

Die große Katze blieb stehen.

Urplötzlich stand sie steif da wie ein Denkmal. Sie bewegte sich

nicht, nur zitterte hin und wieder ein Muskel.

Suko und ich hatten ebenfalls gestoppt. Gespannt beobachteten wir die Raubkatze. Nach wie vor zielten die Mündungen unserer Waffen auf den gewaltigen Körper des Tigers.

Dann dehnte er sich. Wie ein Mensch, der aufsteht und sich erst recken muß.

Wir beobachteten das Tier gespannt weiter. Mittlerweile hatten wir fast den gesamten Raum durchquert und waren dort angelangt, wo die letzten Tropfen hingen. Auch das grüne Licht versickerte, und wenn ich geradeaus schaute, sah ich eine dunkle Wand, die jedoch durch senk- und waagerecht verlaufende Streifen unterteilt war, als bestände sie aus zahlreichen kleinen Fenstern.

»Das Biest hat was vor!« raunte Suko. Ich gab keine Antwort, sondern beobachtete den Tiger weiter, der sich schwerfällig so sah es wenigstens aus umdrehte.

»Achtung!« flüsterte der Chinese.

Ich wußte Bescheid.

Und dann schnellte die Katze aus der Drehung auf uns zu. Es war ein wuchtiger, blitzartiger Sprung, der gewaltige Körper schien zu explodieren.

Aber auch bei uns explodierte etwas.

Unsere Waffen.

Die beiden Berettas peitschten auf. Wir schossen zur selben Zeit. Riesig sah ich noch das gewaltige Raubtier vor mir auftauchen, blickte in den weit aufgerissenen Rachen, sah die gefährlichen Reißzähne und hörte das Klatschen, als die beiden geweihten Silbergeschosse den Körper trafen.

Mitten im Sprung zuckte der Tiger zusammen, als hätte er harte Schläge erhalten.

Suko und ich sprangen zurück so rasch es ging.

Die Raubkatze fiel.

Der Boden zitterte, als sie auf ihn prallte, sich wand und zweimal um die Achse drehte.

Das Fauchen wurde zum Donnern!

Grüngelbe Dampfwolken schossen aus dem weit geöffneten Rachen. Sie trieben durch den Raum, hüllten uns ein, und ich nahm den beißenden Schwefelgestank wahr.

Gestank aus der Hölle!

Spätestens in diesem Augenblick wurde mir klar, daß ich es mit einem dämonischen Wesen zu tun hatte.

Einer Höllenbestie!

Und sie gab nicht auf.

Noch einmal warf sich der Tiger herum, während wir bereit waren, abermals zu schießen. Das Tier quälte sich auf die Beine. Ein Blick aus

den gelblichen Raubtieraugen traf uns, und dann floh der riesige Tiger.

Er griff uns nicht an, sondern sammelte alle Kräfte, um auf die unterteilte dunkle Wand zuzurennen. Kurz davor stoppte er ab und wuchtete vor.

Er streckte seinen gewaltigen Körper, flog noch in derselben Sekunde auf die Wand zu und durchbrach sie.

Wir hörten das Splittern einer Scheibe. Scherben prasselten sturzregenartig zu Boden, dann war er verschwunden.

Für eine mir endlos erscheinende Sekunde hatte ich Angst, die anderen Tropfen würden ebenfalls platzen, doch nichts in dieser Richtung geschah.

»Hinterher!« rief ich Suko zu. »Er darf nicht entkommen!«

Mein Partner war schon gestartet. Er rannte fast so geschmeidig wie die Raubkatze los und erreichte als erster die durchbrochene Wand, bevor ich ihm folgte.

Der Tiger hatte ein genügend großes Loch gerissen, so daß die Scherben uns nichts anhaben konnten, als wir durch die Öffnungen stießen.

Unter uns befand sich ein stockdunkler Hof.

Suko war schon unten.

Ich sprang ebenfalls.

Hart kam ich auf. Mit den Beinen federte ich den Aufprall ab, ließ mich fallen, rollte schulmäßig über die rechte Schulter und stand im nächsten Augenblick.

Gleichzeitig hörten Suko und ich das Fauchen. Aber es klang längst nicht mehr aggressiv, sondern ersterbend, müde und verloren. Der Tiger lag in seinen letzten Zügen.

Ich holte mit der linken Hand die Bleistiftlampe hervor, während ich in der rechten weiterhin die Beretta hielt.

Der kleine Strahl schnitt durch die Finsternis, wanderte, als ich die Lampe schwenkte und traf sein Ziel.

Dort lag er oder?

Nein, es war kein Tiger, der dort ausgebreitet neben der brüchigen Mauer des nächsten Hauses lag, sondern ein junges Mädchen…

Für den Bruchteil eines Atemzuges hatte ich das Gefühl, in einen bodenlosen Abgrund zu stürzen. Mein Herz übersprang einen Schlag. Mir schwindelte, und ich mußte mich mit Gewalt dazu zwingen, näher zu treten.

Suko stand schon neben dem Mädchen.

***

Ich bückte mich und leuchtete.

Die Kleine war tot. Ich schätzte sie auf höchstens zwanzig Jahre.

Unsere beiden Kugeln hatten sie in die Brust getroffen. Das Mädchen hatte fahles blondes Haar, das wie ein helles Vlies ihren Kopf umrahmte. Die Augen zeigten noch den gelben Raubtierausdruck, die Lippen standen offen, die Arme waren ausgebreitet, die Beine gespreizt.

Ich wischte mir über die Stirn. »Himmel, das wollte ich nicht. Nein, ich…«

»Dich trifft keine Schuld«, sagte Suko. »Und auch mich nicht. Wir wußten nicht, wer dieser Tiger war. Für uns war er eine Bestie, die töten wollte.«

Ich nickte. Mit dem Taschenlampenstrahl leuchtete ich das Gesicht der Toten ab. Sie war sonst völlig nackt. Ihre Haut schimmerte wie helles Holz.

Langsam fuhr das Licht über das Kinn, die Wangen, die Augen und berührte die Stirn.

Jetzt erst sah ich das Mal.

Es war ein stilisiertes A. Bläulich in der Haut schimmernd, doch genau zu erkennen. Und ich wußte auch etwas mit dem Zeichen anzufangen. Schon einmal hatte ich damit zu tun gehabt, es war noch gar nicht so lange her.

»Hast du was, John?« fragte Suko.

»Sieh her.«

Mein Partner bückte sich.

»Das A«, flüsterte er. »Asmodina!«

»Genau!«

Asmodina ein Name, der bei mir Alpträume hervorrief. Eine Frau, vom Teufel erschaffen und dafür vorgesehen, die Welt in ein Chaos zu stürzen. Eine künstliche dämonische Figur, grausam in ihren Taten und böse bis ins Letzte hinein. Noch war sie nicht soweit, noch fehlte ihr ein Teil der Kräfte, doch sie hatte schon Helfer gefunden. Ein weiterer Name fiel mir ein.

Serena Kyle!

Vor meinem geistigen Auge tauchte ein Gesicht auf. Ein schönes Gesicht, umrahmt von pechschwarzen Haaren. Eine Frau wie ein Engel, eine schöne Larve, doch gemein, eiskalt und dem Bösen verfallen. Ich dachte daran, wie sie uns entkommen war. Sie hatte sich kurzerhand über eine Balkonbrüstung in die Tiefe gestürzt. Wir erwarteten, ihre Leiche auf dem Pflaster zu finden, doch sie war verschwunden. Serena Kyle hatte sich in Nichts aufgelöst. [1]

Magische Kräfte hatten ihr dabei zur Seite gestanden.

Ich wußte, daß wir wieder von ihr hören würden. Nun schien es soweit zu sein.

»Sie wird uns wieder Ärger bereiten«, meinte Suko. Er deutete dabei auf die Tote. »Das war erst der Beginn.«

Da gab ich meinem Freund recht. Ich erhob mich und schaute dorthin zurück, wo die Scheibe zersplittert war. Mittlerweile konnten wir auch Details erkennen, da sich unsere Augen den Lichtverhältnissen angepaßt hatten.

In der Tat befanden wir uns in einem engen Hof. Ein Geviert, umgrenzt von rückseitigen Hausmauern, die ebenso mies und brüchig waren wie die Gebäude selbst.

Ich sah Außentreppen, Stiegen, kleinere Anbauten, die wie Vogelnester an der Wand klebten.

Überall wohnten Menschen.

Und überall waren Menschen!

Sukos Warnpfiff ließ mich herumfahren.

Im selben Augenblick sah ich die Schatten. Sie waren klein, wie Chinesen im allgemeinen eben sind.

Klein und wendig.

Und Feinde.

Plötzlich flog etwas auf mich zu. Ich zog im letzten Augenblick den Kopf ein, bekam soeben mit, daß es sich bei dem Ding um eine Glaskugel handelte. Dann wischte das Wurfgeschoß über mich hinweg, klatschte gegen die hinter dem toten Mädchen hochragende Hauswand und zersplitterte.

Sofort breitete sich ein beißender, ätzender Geruch aus.

Schwefelsäure!

Nun wurde es gefährlich.

Einen Moment später folgten schon die nächsten Kugeln…

***

Es dauerte ein paar Sekunden, bis sich die Schwestern gefangen hatten. Zwar hatten sie den Besuch erwartet, doch waren sie überrascht, als sie in die roten Augen schauten.

Betty Hobart schluckte. »Serena Kyle?« fragte sie. Ihre Stimme krächzte dabei.

»Ja.«

Francine übernahm die Initiative. »Wir haben Sie bereits erwartet, Miß Kyle. Bitte, treten Sie doch näher!« Die beiden Frauen gaben den Weg frei.

Die Kyle nickte. Sie ging an den Schwestern vorbei. Gleichzeitig wurde ihr Blick spöttisch und musternd. Die Hotelbesitzerinnen sahen wirklich nicht attraktiv aus in ihren dunkelroten, hochgeschlossenen Kleidern, den unmodernen schwarzen Schuhen und den dunklen Strümpfen, die schon Zugfäden in der Höhe der Waden geworfen hatten.

Betty schloß die Tür, während Serena Kyle sich umschaute und dabei die Lippen verzog.

Die Frauen schwiegen.

Betty und Francine, weil sie nichts zu sagen wußten. Serena Kyle, weil sie erst die Atmosphäre des Hotels schnuppern wollte. Dann nickte sie zufrieden.

»Hier ist es ja ganz ordentlich«, lobte sie das Haus.

Ihre Worte machten die Schwestern verlegen. Sie wurden sogar noch rot.

»Reichen denn die Zimmer aus?« Serena Kyle schaute Betty direkt an. Der rote Ausdruck in ihren Augen war verschwunden.

»Natürlich, es ist alles für Sie und Ihre Mädchen vorbereitet. Wann werden sie eintreffen?«

»Später«, erwiderte die Kyle ausweichend.

»Darf ich dann die Zimmer zeigen?« dienerte Betty.

»Ja.«

»Bitte folgen Sie mir.« Betty ging vor zur Treppe. Serena folgte ihr, und Francine Hobart schloß sich an.

Sie stiegen die Treppe hoch. Serenas Gang hatte etwas Katzenhaftes an sich, dagegen schritten die beiden Schwestern direkt schwerfällig über die Stufen.

Sie erreichten das erste Stockwerk. Rechts von ihnen tat sich der Gang auf.

»Bitte«, sagte Betty.

Die Kyle nickte nur. Es ärgerte sie, daß sie auf die beiden alten Weiber angewiesen war, aber Asmodinas Plan mußte durchgeführt werden. Sie hatte bestimmt, was mit den zehn Mädchen geschehen sollte. Und Asmodina wußte auch, wie willig die Schwestern Hobart waren, denn sie hatten oft genug Beschwörungen durchgeführt und sich so mit der Schwarzen Magie verbündet. Solange die Welt bestand, würde es immer wieder Menschen geben, die sich dem Bösen verschrieben. Ob Millionär, ob Bettler, ob in Europa oder Asien, die Menschheit war für den Teufel und dessen Bundesgenossen ein unerschöpfliches Reservoir.

Betty Hobart blieb stehen. »Darf ich Ihnen zuerst Ihr Zimmer zeigen, Miß Kyle?«

»Ja.«

Das Zimmer war eine Suite. Drei Räume, durch Türen miteinander verbunden, bildeten diese kleine Wohnung. Ein Schlaf- und Wohnraum und ein Bad.

Serena schaute in alle hinein. Sie lächelte, als sie die schwarzen Tapeten sah. Das Bett stand mit dem Kopfende zur Wand. Und genau in der Mitte schimmerte auf der Tapete in einem leichten Rot ein stilisierter Teufelskopf.

Serena Kyle war angetan. »Ihr habt alles gut vorbereitet«, lobt sie die Schwestern, als sie die Wohnung besichtigt hatte.

Wieder wurden Betty und Francine rot. Ihre Blicke hingen hündisch ergeben an dieser schönen Frau mit dem Gefühlsleben eines Roboters.

Serena drehte sich um. »Lassen Sie mich jetzt allein«, sagte sie.

Die Schwestern zogen sich zurück. An der Tür stehend, meinte Francine: »Wenn Sie etwas brauchen, dann klingeln Sie bitte. Der Knopf befindet sich rechts neben dem Bett.«

»Ja, danke.«

Die Schwestern gingen.

Serena Kyle stand noch einige Sekunden unbeweglich im Zimmer und legte dann ihre Umhängetasche ab, um sie auf das Bett zu stellen. Es gab ein ratschendes Geräusch, als sie den Reißverschluß öffnete.

Serena griff in die Tasche und holte einen Spiegel hervor. Er hatte die Form eines Tennisschlägers. Die Fläche bestand aus einem Oval, das matt schimmerte. Der Griff war lang wie ein Unterarm und lag gut in der Hand.

Serena Kyle lächelte versonnen, als sie mit dem Spiegel in der Hand auf dem Bett Platz nahm. Sie hielt sich die Fläche dicht vor ihr Gesicht, aber der Spiegel gab ihr Bild nicht wider. Er blieb matt.

Serenas Augen verengten sich. Sie lehnte sich noch mehr zurück und begann einen eigentümlichen Singsang anzustimmen. Sie rief die Geister der Hölle an, die Schergen der Unterwelt, die Hilfstruppen des Satans.

Und der Spiegel tat seinen Dienst.

Die Fläche veränderte sich. Sie sah längst nicht mehr so grau und undurchscheinend aus. Sie geriet in Wallung. Schlieren bildeten sich, die erst an ihren Spitzen eine rötliche Färbung annahmen, dann aber weiterwanderten, sich über die gesamte Fläche verteilten und dabei die Umrisse eines Gesichts bildeten.

Asmodina erschien.

Ein Gesicht wie von einem wahnsinnigen Maler in dessen Alpträumen erschaffen. Wilde rote Haare, die schlangengleich um einen dreieckigen Kopf züngelten. Ein weicher, aber zynisch verzogener Mund, Augen, die Haß und Grauen abstrahlten, eine breite Stirn, auf der es Platz genug für zwei Hörner gab.

Asmodina, die Tochter des Teufels, war Serena Kyle erschienen und lächelte ihr jetzt zu.

»Ich habe alles vorbereitet«, berichtete die Kyle. »Die Mädchen sind bereit und willenlos. Am morgigen Tag schon werden sie das Grauen bringen.«

Asmodina nickte. Ihre Lippen bewegten sich, als wollten sie anfangen zu reden, doch dann verblaßte das Bild.

Zurück blieb eine graue Fläche, die an schmutziges Quecksilber erinnerte.

Serena Kyle nickte zufrieden. Die Weichen für eine schreckliche

Zukunft waren gestellt…

***

Diesem heimtückischen, gemeinen Angriff hatten wir nichts entgegenzusetzen. Wir konnten nur zusehen, daß wir den mörderischen Wurfgeschossen auswichen.

Die zweite Kugel hätte mich etwa in Höhe der Gürtellinie getroffen, doch da war plötzlich Suko, dessen rechtes Bein hochschnellte. Mit der Fußspitze zerstörte er die Kugel. Sie wurde noch kurz hochgeschleudert, und die Säure ergoß sich tropfenförmig nach allen Seiten.

Ich hatte mich sofort nach rechts geworfen, um nicht in die Nähe des Regens zu gelangen, duckte mich, entging einer weiteren Kugel und steppte im nächsten Augenblick zur Seite, um dem nächsten Wurfgeschoß auszuweichen.

Den ersten Angriff hatten wir schadlos überstanden, aber es waren zu viele Gegner, und sie besaßen natürlich weitaus mehr Kugeln, die sie auch einsetzten.

Fünf schattenhafte Gestalten zählte ich, die uns umringten wie Ballettänzer, in dauernder Bewegung waren und praktisch kein Angriffsziel boten.

Schießen wollte ich auch nicht, da weder ich noch andere sich in unmittelbarer Lebensgefahr befanden. Uns blieb nur noch ein geordneter Rückzug, wobei ich mit dem Gedanken spielte, einen der Angreifer zu fangen, damit er uns sagen konnte, wer ihn geschickt hatte.

Im Zickzack lief Suko auf mich zu, dann an mir vorbei und nahm Kurs auf eine der zahlreichen Mauern. Der Chinese wollte mit dem Rücken zur Wand kämpfen.

Dicht an seinem Kopf vorbei flog eine weitere Kugel und zerplatzte an der Wand. Suko sprang hastig zur Seite, damit er von der herumspritzenden Säure nicht getroffen wurde.

Einer der Kerle hatte sich zu nah an mich herangewagt. Sein Fehler. Der Mann drehte sich gerade um, als ich zupackte. Ich bekam ihn am Kragen zu fassen, wirbelte ihn herum und setzte ihm meine linke Faust dicht über den Hals.

Der Angreifer mußte ein Kinn aus Glas haben. Er kippte weg, ohne einen Lauf von sich zu geben. Sekundenlang hatte mich sein Körper bedeckt, deshalb konnten die anderen nicht heran.

Das holten sie aber jetzt nach.

Plötzlich flogen wieder die verdammten Säurekugeln.

Ich warf mich zu Boden und hoffte, nicht in der ausgelaufenen Schwefelsäure herumzurollen.

Drei Kugeln wischten über mich hinweg.

Zeit, aufzuspringen und die Hausmauer zu erreichen, hatte ich nicht mehr.

Aber da griff Suko ein, bevor es für mich mehr als kritisch wurde.

»John!« gellte seine Stimme.

Ich rollte herum, kam auf der rechten Seite zu liegen und sah Suko, der mir etwas zuwarf.

Den Deckel einer Mülltonne.

Wie eine riesige Untertasse sah er aus. Wenn ich ihn nicht erwischte, war es vorbei.

Ich stieß die Arme vor und griff zu.

Hart schnitten die Kanten in meine Handflächen. Ich spürte das warme Blut, aber ich hielt den Deckel fest.

Das alles hatte nur Sekunden gedauert. Suko und ich waren ein eingespieltes Team, da konnte sich einer auf den anderen hundertprozentig verlassen. Ebenso ergeht es mir mit meinem alten Freund Bill Conolly. Auch mit ihm verstand ich mich traumhaft.

Ich hatte den Deckel also gefaßt und drehte ihn herum. Keinen Augenblick zu früh, denn schon klatschten die ersten Säurebälle gegen das Blech. Es gab dumpfe Geräusche, die von einem hellen Klirren begleitet wurden.

Hastig zog ich die Beine an, damit ich nicht von der auslaufenden und nach unten tropfenden Schwefelsäure getroffen wurde, und mit einem Ruck sprang ich auf.

Suko schob sich von der anderen Seite heran. Auch er hielt einen Mülltonnendeckel als Schild vor sich und wirkte damit wie ein mittelalterlicher Ritter in einer Arena.

Ich weiß auch nicht, woher die Kerle die Kugeln nahmen. Sie mußten wahre Arsenale bei sich führen. Aber nun waren wir nicht mehr so wehrlos.

Wir rückten sogar vor.

Seite an Seite, ungefähr einen großen Schritt entfernt, gingen Suko und ich den Angreifern entgegen. Wir schielten hinter unseren Deckungsschildern hervor und mußten dann achtgeben, als die Angreifer plötzlich auseinanderspritzten und sieh verteilten.

Ihre Taktik war klug. Sie wollten uns in den Rücken gelangen.

»Du rechts!« rief ich Suko zu und tauchte sofort zur Seite weg. Um meinen Partner brauchte ich mich nicht zu kümmern, der wußte auch so, was er zu tun hatte.

Angeschnitten kreiselte eine Säurekugel seitlich auf mich zu. Mit einer blitzschnellen Bewegung nach links brachte ich meinen Schild in die Flugrichtung der Kugel und zerhämmerte sie mit dem Rand. Der Angreifer selbst hatte sich zu nahe herangewagt. Ich sprang vor und prallte gegen ihn.

Mein Blechschild riß ihn von den Beinen.

Nicht weit von mir entfernt klatschten zwei Kugeln gegen Sukos Deckung. Dann wich ich einem Geschoß aus, und auf einmal ertönte der Pfiff.

Ich wußte nicht, wer von unseren Gegnern ihn ausgestoßen hatte. Es war auch egal, denn die Wirkung war frappierend.

Die Kerle verschwanden ebenso blitzschnell und lautlos, wie sie erschienen waren. Wir sahen sie noch über den Hinterhof huschen, dann waren sie weg wie Mäuse, die von Katzen gejagt wurden.

Aus und vorbei.

Suko und ich standen allein.

Langsam ließen wir die Schilder sinken. Ich wechselte meins in die linke Hand und sah, daß ich mir den rechten Handballen eingeschnitten hatte. Er blutete.

Träge zogen die giftigen Schwefelsäuredämpfe über den Hof und vermischten sich mit dem leichten Nebel. Es war ein gefährlicher Smog, gesundheitsschädlich bis in die höchste Potenz.

Ich mußte husten.

Suko trat auf mich zu. »Ist dir was passiert?« erkundigte er sich, als er neben mir stehenblieb.

Ich zeigte ihm die Hand. »Mehr nicht. Und dir?«

Der Chinese deutete auf seine Schulter. Säuretropfen hatten das Leder der Jacke getroffen und kleine Löcher gerissen. Suko zog die Jacke aus und riß mit einem Ruck den Ärmel ab. »Die ist hin«, kommentierte er.

Ich grinste. »Besser die als du.«

Das Taschentuch wickelte ich mir nicht um meine verletzte Hand, sondern preßte es gegen den Mund, um so wenig wie möglich von dem Luft-Schwefelsäuregemisch einzuatmen. Quer über den Hof schritt ich auf das tote Mädchen zu, das einmal eine gefährliche Tigerin gewesen war.

Meine Befürchtung bestätigte sich nicht. Die Tote war von keiner Säure getroffen worden.

Suko war mit mir gegangen. Er wußte, was zu tun war. Kurzentschlossen bückte er sich und warf das Mädchen über seine Schulter. Er ging den Weg, zurück, den wir gekommen waren.

Durch das zerbrochene Fenster.

Ich suchte nach meiner Stablampe, die ich in der Eile hatte fallen gelassen, und leuchtete so gut es ging den Hof ab. Einer der Kerle mußte hier noch liegen. Ich hatte ihn schließlich ausgepunktet. Doch er war ebenso verschwunden wie seine anderen Kumpane. Dabei konnte ich mir nicht vorstellen, daß er so schnell aus seiner Bewußtlosigkeit erwacht war. Wahrscheinlich hatte ihn einer der anderen mitgenommen.

Ich betrat ebenfalls das Haus.

Suko war dicht hinter der zerstörten Scheibe stehengeblieben. Und auch ich ging nicht mehr weiter.

Beide trauten wir unseren Augen nicht.

Die Tropfen waren verschwunden!

***

»Das gibt es doch nicht«, sagte Suko und schüttelte den Kopf.

Ich produzierte ein Lächeln und hob die Schultern. »Es gibt nichts, was es nicht gibt«, erwiderte ich philosophisch. »Soll ich dir aufzählen, was wir schon alles erlebt haben?«

»Nein, danke.«

»Aber es würde mich doch interessieren, wie dieses Verschwinden der Kugeln zustande gekommen ist«, meinte ich murmelnd.

»Zeugen gibt es wohl keine.«

Da gab ich meinem chinesischen Partner recht. Zeugen fanden wir bestimmt nicht und wenn, dann würden sie sicherlich den Mund halten. In dieser Gebend redete man nicht, wenn man weiterleben wollte.

Durch das zerstörte Fenster trieben die ersten Säureschwaden, und die Luft hier wurde ebenfalls gesundheitsschädlich.

»Laß uns gehen«, schlug Suko vor.

Ich war einverstanden.

Das grüne Licht leuchtete noch immer. Jetzt trieben bereits die Schwaden durch die hellen Lanzen. Für uns wurde es wirklich Zeit, von hier zu verschwinden.

»Vielleicht kann uns dein Vetter Kim etwas sagen«, sprach ich Suko an.

»Worüber denn?«

»Na, über das Haus, zum Beispiel. Wem es gehört. Ich wäre wirklich auf den Besitzer gespannt.«

Suko lachte leise.

»Was lachst du?« Wir hatten inzwischen den Raum verlassen und standen wieder im Hausflur.

»Ich weiß überhaupt nicht, wo mein Vetter zu Hause ist«, antwortete Suko.

»Tolle Verwandtschaft hast du.«

»Besser als keine.«

Wir stiegen die Stufen hinab. Kein Hausbewohner ließ sich blicken. Das war klar. Aber bestimmt wußte jeder, was sich auf dem Hof abgespielt hatte.

Suko trug nach wie vor das tote Mädchen auf seinen Armen. Normalerweise hätte ich die Mordkommission geholt, aber hier handelte es sich nicht um einen Mordfall, wie er alle Tage in London passiert. Hier hatten andere Mächte ihre Finger im Spiel. Schwarze

Magie, zum Beispiel.
Auch in der Gasse hatte sich nichts verändert. Nach wie vor leuchtete die trübe Laterne. Die Dunstschwaden krochen weiterhin über den Boden, und die Luft schmeckte feucht.
Trotzdem erschien sie mir wie Balsam, nach all dem Schwefelsäuregestank. Ich hustete kräftig durch. Um Umweltschäden zu vermeiden, mußte ich die Feuerwehr alarmieren.
Ich tat dies telefonisch, nachdem wir in meinem Bentley saßen. Die Tote lag im Fond.
Der Bentley parkte in der Nähe, neben einem kleinen Rondell. Über den Metalliclack rannen die Tropfen und zeichneten Schlieren auf die Scheiben.
»Wohin?« fragte Suko.
»Zum Yard«, erwiderte ich und startete.
Mitternacht war vorüber. Londons Straßen lagen im Schatten einer dunstigen Nacht. Die Wischer arbeiteten monoton. Es war kein angenehmes Gefühl, mit dieser makabren Fracht durch die Stadt zu kutschieren.
Wir fuhren am nördlichen Themseufer entlang, dann durch das Regierungsviertel und erreichten schließlich die Victoria Street, wo das Yard Building liegt.
Hoch stach es in den dunklen Himmel, und die Spitze des Hauses verschwand im Dunst. Hinter zahlreichen Fenstern brannte Licht. Es sah aus, als würden gelbe Flecken vor der Hauswand tanzen.
Ich fuhr zum Hinterausgang, stellte den Wagen dicht davor ab, und während ich ausstieg, holte Suko die Tote vom Rücksitz.
Ich betrat das Yard Building und nickte dem Kollegen an der Anmeldung zu. Anmeldung ist vielleicht zuviel gesagt, denn bei uns sind sämtliche Ausgänge besetzt.
Hinter mir betrat Suko das Gebäude.
Als der Portier die Tote auf seinen Armen sah, bekam er kugelrunde Augen. Und auch andere Kollegen blieben stehen, die gerade die Halle durchqueren wollten.
Wir kümmerten uns nicht um die Blicke.
Ich telefonierte bereits mit dem diensthabenden Arzt, Doc Arden. Ich wollte noch in dieser Nacht eine genau Untersuchung der Leiche, und ich würde sie bekommen.
Der Doc war einverstanden.
Ich gab Suko einen Wink. Unter den neugierigen Blicken der übrigen Kollegen verschwanden wir im Lift.
Es ging abwärts. Dorthin, wo die wissenschaftlichen Abteilungen des Yards untergebracht sind.
Wir schritten durch kahle Gänge, an deren Decken kalte Leuchtstoffröhren brannten. Die Einrichtung im Keller erinnerte mich

manchmal an die Dekorationen aus einem futuristischen Film.

Der Doc erwartete uns schon. Er war ein hagerer Mann mit einem grauen Seehundsbart. Doktor Arden wirkte immer ein wenig melancholisch, aber das täuschte. Er war Realist durch und durch und stand mit beiden Beinen auf der Erde.

Ich begrüßte ihn mit Handschlag. Der Doc hielt die Tür auf, um Suko vorangehen zu lassen.

Die Leiche wurde auf einen Tisch gelegt.

Doc Arden setzte seine Hornbrille auf. »Um was geht es?« fragte er mich.

»Ich möchte, daß Sie die Leiche untersuchen«, klärte ich ihn auf. »Aber bitte genau!«

»Haben Sie die Frau erschossen, Mr. Sinclair?«

»Ja.«

Der Doc schaute genauer nach. »Mit Silberkugeln?«

Ich nickte.

»Dann ist oder war sie ein Dämon?« Der Arzt wußte von meinem speziellen Job.

»Sie war zuvor eine Tigerin.«

Die Antwort schockierte ihn. Doc Arden schob seine Brille hoch und rieb sich die Augen. »Sie machen Scherze oder?«

»Nein.«

»Nun ja.« Er hob die Schultern. »Dann wollen wir mal.« Er machte sich an die Arbeit. Eine Obduktion ist keine angenehme Sache, aber ich blieb ebenso dabei wie Suko.

Zwei Stunden schauten wir zu.

Der Arzt fand vieles heraus, nur keine Verbindung zum Dämonenreich und Asmodina. Auch war das Dreieck auf der Stirn der Leiche verschwunden.

Ich atmete tief durch. Wieder stand ich am Anfang. Es blieb Sukos Vetter. Vielleicht kamen wir über ihn weiter. Aber erst mußten wir ihn finden.

Es war drei Uhr, als wir das Gebäude verließen. Mein Gesicht war ernst.

»Du denkst an Asmodina«, fragte Suko.

Ich nickte.

»Sieh es doch etwas optimistischer«, meinte mein Freund. »Wir wissen, daß sie wieder hier ist. Oder ihre Vertraute Serena Kyle. Deshalb wird es den beiden schwerfallen, uns zu überraschen.«

Ich öffnete die Wagentür. »Dieses Pärchen ist immer für eine Überraschung gut«, erwiderte ich. »Doch egal, morgen ist auch noch ein Tag.«

Jetzt freute ich mich auf mein Bett.

***

Geschlafen hatte ich nicht besonders. Der Fall spukte mir im Kopf herum, besonders deshalb, weil ich ihn nicht gelöst hatte oder zumindest keine Lösung wußte.

Asmodina dieser Name reichte aus, um bei mir die Schweißausbrüche zu fördern. Ich wußte, daß sich da etwas zusammenbraute, hinter meinem Rücken, und ich konnte nichts tun. Ich hatte in letzter Zeit verdammt viele Niederlagen einstecken müssen. Zum Beispiel das Buch der grausamen Träume, dessen Besitzer ich fast gewesen wäre, bis es mir dann noch im letzten Moment vom Schwarzen Tod entrissen worden war. Auf dieses Buch wollte ich meine Sache konzentrieren, denn ich wußte, daß dort niedergeschrieben worden war, wie man den Schwarzen Tod, meinen Erzfeind erledigen konnte.

Mein Frühstück fiel ziemlich frugal, aus. Der Appetit war mir schon am frühen Morgen vergangen. Ein Blick aus dem Fenster trug auch nicht dazu bei, meine Stimmung zu heben.

Bevor ich ins Büro fuhr, klingelte ich bei Suko. Er war schon auf, während Shao duschte.

»Komm rein, John.«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, es geht um folgendes. Du wartest hier, bis ich dir Bescheid gesagt habe. Wahrscheinlich müssen wir noch einmal ins Chinesenviertel.«

»Vetter Kim?«

»Auch der«, gab ich zu. »Ich lasse auf jeden Fall feststellen, wem das geheimnisvolle Haus gehört, in dem wir die netten Tigerkügelchen gesehen haben. Irgendwelche Unterlagen darüber muß es ja schließlich geben.«

Suko nickte. »Einverstanden.«

Am Ende des Flurs tauchte Shao auf. Naß umrahmte das lange Haar ihr hübsches Gesicht. Sie hatte sich in einen flauschigen Bademantel gewickelt und winkte mir zu.

Ich grüßte zurück.

Zwei Minuten später stieg ich in der Tiefgarage in meinen Bentley. Dann ging die Quälerei durch den verdammten Berufsverkehr los. Londons Straßen waren wieder einmal verstopft. Wie so oft. Schrittweise nur kam ich voran. Am liebsten wäre ich zu Fuß neben den Blechschlangen hergegangen.

Auspuffgase vermischten sich mit dem Herbstnebel. Ein ganz dünner Regen nieselte vom Himmel. Die Bäume verloren ihre letzten Blätter. Naß klebten sie auf den Fahrbahnen und Gehsteigen, wo sie gefährliche Rutschbahnen bildeten.

Ich war früh genug abgefahren und erreichte pünktlich das Yard Building. Diesmal schritt ich durch den Haupteingang. Ich ging an der Tafel vorbei, in der die Namen der im Dienst gefallenen Kameraden

eingraviert waren, und es gab mir jedesmal einen Stich, wenn ich auf diese Gedenkstätte blickte.

Wann würde mein Name dort erscheinen?

Ich schüttelte die trüben Gedanken ab. Im Fahrstuhl wurde ich angesprochen.

»Heute ohne Leiche?«

Ich gab keine Antwort, sondern stieg aus.

Sir Powell, mein Chef, war bereits in seinem Büro. Sein sauertöpfisches Gesicht zeigte mir, daß seine Laune auch nicht gerade die beste war.

»Haben Sie das Wetter bestellt?« empfing er mich.

»Kaum.«

Sir Powell setzte sich. »Was hat es gestern nacht gegeben?« fragte er mich.

Ich hatte ihn eingeweiht und berichtete nun, was uns widerfahren war. Als ich den Namen Asmodina erwähnte, leuchtete es in seinen Augen hinter den Brillengläsern auf. »Also doch, sie wieder«, sagte er mit knurriger Stimme.

Ich lächelte. »War ja nicht anders zu erwarten.«

»Eine Spur haben Sie nicht?«

»Nein. Wir müssen jedoch davon ausgehen, daß nicht nur ein Mädchen verwandelt worden ist, sondern deren zehn. Wir haben es also mit zehn dämonischen Tieren zu tun, die London unsicher machen, und müssen damit rechnen, daß sie jederzeit und an jedem x-beliebigen Ort zuschlagen können.«

»Womit die Gefahr für die Bevölkerung wächst«, murmelte Powell und nahm einen Schluck von seinem Magenwasser. »Sie wissen auch nicht, John, wo die Tigerinnen auftreten können? Haben Sie eine Verdacht?«

»Nur eine Spur. Sie führt ins Chinesenviertel.«

»Da wird Ihnen Suko ja helfen können.«

»Bestimmt.«

Ich schlug die Beine übereinander und schaute auf das Fenster, hinter dessen Scheibe sich ein trüber Morgen breitmachte. Es war einer jener Tage, an denen es überhaupt nicht hell wurde. »Dämonen sind wir normale Verbrecher«, murmelte ich. »Sie schlagen nur in den seltensten Fällen unkontrolliert zu. Das heißt, auch sie haben ein Motiv. Ich glaube nicht, daß die Tigerinnen kurzerhand durch London rennen werden, um Angst und Panik zu verbreiten. Wir müssen davon ausgehen, daß sie konzentriert an einem Punkt zuschlagen. Und diesen Ort zu lokalisieren, wird schwer genug sein.«

»Den Zeitpunkt wissen wir ebenfalls nicht«, sagte Superintendent Powell.

»Leider nicht.«

»Es wird ein Wettlauf, John. Versuchen Sie alles und halten Sie mich auf dem laufenden. Sie werden jede Unterstützung von mir erhalten.«

»Das weiß ich, Sir.« Ich erhob mich, nickte meinem Chef noch einmal zu und verließ sein Büro, um in mein eigenes zu gehen.

Dort schaute mich Glenda Perkins, meine gutgewachsene Sekretärin, aus großen Augen erstaunt an. »Ich dachte, Sie wären noch gar nicht da und im Bett geblieben, John. Bei diesem Wetter sogar verständlich.«

Ich lächelte. »Das ist nicht drin. Schließlich muß ich ja etwas für die Beamtenehre tun.«

»Auch wieder wahr.«

Natürlich zog schon der Kaffeeduft durch den Raum. Glenda kochte wirklich einen phantastischen Kaffee. An diesem Morgen trug sie etwas Neues.

Einen weißen, weit geschnittenen, flauschigen Pullover und einen jetzt modernen Schottenrock, an dem eine übergroße Sicherheitsnadel golden glänzte.

Ich hätte noch gern ein paar persönliche Worte mit ihr gewechselt, doch dazu fehlte mir einfach die Zeit. Der Fall hatte Vorrang. In meinem Büro verschanzte ich mich hinter dem Schreibtisch und griff zum Telefon.

Mein Anruf galt der Stadtverwaltung. Von einer freundlichen Telefonistin ließ ich mich mit dem Grundbuchamt verbinden. Dort meldete sich mit brummiger Stimme ein nicht gerade begeistert bei der Arbeit sitzender Beamte, dessen Laune noch mehr sank, als ich ihm meinen Wunsch vortrug und zur Eile drängte.

»Rufen Sie morgen noch mal an!«

Da platzte mir die Hutschnur. Ich versprach ihm, mit einem Polizeiaufgebot anzurücken, damit wir uns die Informationen selbst heraussuchten, wenn er weiterhin auf stur schaltete.

Plötzlich wurde er freundlicher, bestand jedoch darauf, zurückzurufen.

Dagegen konnte ich nichts sagen, weil es nun einmal den Vorschriften entsprach.

Eine halbe Minute später klingelte bei mir das Telefon. Glenda stellte mir gerade mit einem freundlichen Lächeln den Kaffee auf den Schreibtisch.

Der Mann vom Amt war dran. Noch freundlicher als zuvor. »Wenn Sie so lange warten möchten, Sir?«

»Natürlich.«

Ich zündete mir meine Morgenzigarette an, lehnte mich zurück, legte die Beine auf den Schreibtisch, klemmte den Telefonhörer zwischen Schulter und Wange, nahm hin und wieder einen Schluck Kaffee oder rauchte ein paar Züge.

Die Tasse war leer, und die Zigarette hatte ich ausgedrückt, als ich meine Information erhielt.

Zuerst hörte ich ein Räuspern, dann das Rascheln von Papier. Danach ein Stöhnen. »Nur gut, daß wir einen Computer haben«, sagte der Mann. »Das Haus gehört einem gewissen Ernesto Tse.«

»Seltsamer Name«, murmelte ich. »Welchen Beruf übt er denn aus?«

»Kaufmann und Agent, steht hier«, bekam ich zur Antwort.

Ich mußte lachen. »Das sind Begriffe wie Kaugummi. So sehr kann man sie dehnen. Egal, auf jeden Fall danke ich Ihnen für die Auskunft.«

»Gern geschehen, Sir.«

Ich nahm die Beine wieder vom Schreibtisch und legte auf.

Glenda stand kopfschüttelnd auf der Türschwelle.

»Was ist?« fragte ich.

»Wollen Sie hier amerikanische Sitten einführen? Mit Beine auf den Tisch Legen?«

Ich nickte. »Die Sitten sind sogar ausgezeichnet, Glenda. Man entspannt sich dabei wirklich.« Ich wechselte das Thema. »Haben Sie schon mal etwas von einem Mann namens Ernest Tse gehört?«

»Nein.«

»Hatte ich mir gedacht. Wenn man Sie schon mal was fragt…« Ich grinste, als Glenda mich wütend anfunkelte und dann verschwand.

Ich aber griff wiederum zum Telefonhörer. Diesmal jedoch führte ich ein Gespräch innerhalb des Hauses.

Mein Anruf galt dem Zentralarchiv, der gewaltigen Kartei, wo unsere Freunde gespeichert worden sind. Ich sagte den Namen des Chinesen, und der Kollege wollte sofort alles in die Wege leiten. Es hatte sich bereits herumgesprochen, daß ich es immer eilig hatte.

Zwei Minuten später wurde meine Neugier gestillt. »Da haben Sie sich ja einen dicken Frosch ausgesucht«, wurde ich aufgeklärt. »Dieser Ernesto Tse ist ein harter Brocken. Sozusagen ein Gangster im großen Stil. Man sagt ihm Verbindungen zur europäischen Mafia nach. Er steckt im Rauschgiftgeschäft. Opium, und hat sich auch als Mädchenhändler hervorgetan. Nach außen hin betreibt er eine Künstleragentur und ein Tätowiergeschäft.«

»Und wo kann ich ihn finden?«

Der Kollege gab mir die Adresse durch. Sie lag gar nicht weit von unserem ersten Einsatzort entfernt.

Ich bedankte mich und legte auf. Diesem Ernesto Tse würde ich einen Besuch abstatten, das war sicher. Wahrscheinlich hatten wir bereits mit ihm zu tun gehabt. Zwar nicht direkt, sondern indirekt. Ich glaubte daran, daß er es gewesen war, der uns die Gangster mit den Säurekugeln auf den Hals geschickt hatte.

Der nächste Anruf galt Suko.

Mein Partner hob sofort ab, als hätte er direkt vor dem Apparat gesessen und gewartet.
»Ich habe eine Spur!« verkündete ich.
»Und?«
»Ernesto Tse.«
Suko pfiff durch die Zähne.
»Kennst du den Mann?« fragte ich.
»Nicht persönlich, aber ich habe seinen Namen schon gehört. Man spricht über ihn nur im Flüsterton. Und das soll viel heißen«, sagte Suko.
»Dann zieh dich mal warm an, mein Freund, denn wir werden uns den guten Ernesto heute vormittag ansehen.«
»Ich freue mich schon«, erwiderte Suko, aber Begeisterung hörte ich nicht aus seiner Stimme.

***

Es gab wenig Licht im Haus der Schwestern. Alles spielte sich im Halbdunkel ab. Und das kam den beiden Frauen sehr entgegen, denn sie waren keine Freundinnen der Helligkeit.
Langsam stiegen sie die Treppe hinab. Schweigend und in Gedanken vertieft. Keine von ihnen wagte zu sprechen. Erst als sie das Erdgeschoß erreicht hatten, öffnete Betty den Mund.
»Was hältst du von ihr?« fragte sie.
Francine blieb stehen. »Sie scheint in Ordnung zu sein.«
»Ob wir es richtig gemacht haben?« Betty hob die Schultern.
Francine Hobart blitzte ihre Schwester an. »Was willst du überhaupt? Lange genug haben wir darüber gesprochen und dann erst die Beschwörung durchgeführt. Serena Kyle ist bei uns gut aufgehoben. Und Asmodina wird es uns danken.«
»Womit?«
Francine ballte die Hände. Sie war wütend über die Antwort ihrer Schwester. »Womit?« äffte sie. »Willst du denn sterben? Nein, du nicht, und ich auch nicht. Das ewige Leben wird nur der erhalten, der sich mit ihr verbündet. Und Asmodina wird uns diesen Gefallen tun. Denk daran.«
»Ja.« Betty schlug die Augen nieder.
Francine lächelte hintergründig. »So ganz überzeugt bist du allerdings nicht oder?«
»Nein.«
»Dann kann ich dir nicht helfen.« Francine wollte gehen, doch Betty hielt sie fest.
»Einen Augenblick noch.«
Unwillig drehte sich Francine um. »Was ist denn? Ich habe Hunger und will mir etwas zu essen machen.«

»Schon gut.«
Kopfschüttelnd ging Francine Hobart in die Küche. Sie war rustikal eingerichtet. Zwei Öfen standen nebeneinander sowie eine große Gefriertruhe und eine Spüle.
Francine öffnete einen der Oberschränke und holte eine Büchse mit Spaghetti hervor. Sie ließ Wasser in einen Topf laufen, stellte die Büchse hinein und wärmte sie auf.
Betty kam auch, blieb jedoch an der Tür stehen und schaute ihrer Schwester zu.
»Willst du was mitessen?« fragte Francine.
»Nein.«
»Okay.«
Betty Hobart trat ans Fenster und schob die dunkle Gardine zur Seite. Sie blickte in den Park, der regennaß vor ihr lag. Jetzt konnte sie bereits bis zur Straße schauen, da die Bäume ihre meisten Blätter verloren hatten.
»Langsam müßten sie eintreffen«, sagte Betty.
»Sie werden pünktlich sein«, antwortete ihre Schwester.
In den nächsten Minuten schwiegen sie. Dann, als Francine die Nudeln auf einen Teller häufte, fragte Betty: »Was sie wohl da oben macht?«
Francine stach die Gabel in die Nudeln und drehte sie herum. »Das interessiert mich nicht.«
Betty schaute weiter durch die Scheibe. Die Ruhe innerhalb des Hauses ging ihr plötzlich auf die Nerven. Sie wußte auch nicht warum, aber sie fühlte sich plötzlich nicht mehr wohl. Plötzlich lachte Francine. Betty drehte sich um. »Was ist?«
»Ich denke gerade an heute abend. Das wird eine Sache, wenn die Mädchen loslegen.«
»Es kann Tote geben.«
»Und? Hat uns das jemals gestört?« Francines Stimme klang schrill. »Nein, nein, ich meinte ja nur.«
»Komm setz dich endlich hin und starr nicht immer aus dem Fenster«, forderte Francine ihre Schwester auf. »Laß mich doch.«
»Wie du willst.« Francine aß weiter. Aus den Augenwinkeln beobachtete sie ihre Schwester. Betty gefiel ihr überhaupt nicht. Sie schien nicht mehr mit Leib und Seele bei der Sache zu sein, und das war nicht gut.
»Sie kommen«, sagte Betty plötzlich.
Francine sprang auf. »Die Mädchen?«
»Ja, sie sitzen in einem Bus.« Jetzt ging auch Francine zum Fenster. Der Bus fuhr durch den Park. Er war nicht groß. Es hatten etwa ein Dutzend Menschen Platz. Der Lack glänzte regennaß. Große Wischer säuberten die Frontscheibe von den Regentropfen, und die beiden

Schwestern erkannten, daß eine Frau hinter dem Lenkrad saß.

Neben dem Jaguar blieb der Bus stehen.

Francine stieß ihre Schwester an. »Los, wir müssen sie empfangen.«

Die beiden Frauen liefen in die Diele, wo Serena Kyle soeben die Treppe herunterstieg. Auch sie schien die Ankunft der Mädchen bemerkt zu haben, denn sie war als erste an der Tür und öffnete.

Wagentüren wurden zugeschlagen, Stimmen ertönten.

Serena Kyle winkte. »Kommt her.« Sie stand in der offenen Tür und begrüßte jedes Mädchen mit Handschlag.

»Wo ist Sylvia?« fragte sie, als alle neun an ihr vorbeigeschritten waren.

Ein braunhaariges Girl blieb vor ihr stehen. Das Mädchen hatte ein blasses Gesicht und unwahrscheinlich große Augen. Die Frisur war zu Hunderten von Locken gedreht.

»Sylvia ist tot«, erzählte das Girl leise.

Serena Kyle zuckte zurück. »Wie konnte das geschehen?« zischte sie.

»Zwei Männer waren da. Sylvia konnte sich nicht beherrschen und griff sie an. Die Männer waren stärker.«

»Und Ernesto Tse?«

»Von ihm war nichts zu sehen. Wir haben hinterher Kampfgeräusche gehört. Aber seine Leute kamen zu spät. Uns schien es sicherer zu sein, zu verschwinden. Wir haben uns dann aufgelöst.«

»Das war sehr gut, Mandy!« lobte Serena das Mädchen. »Aber was war mit den beiden Männern? Wie sahen sie aus?«

»Ein Weißer und ein Chinese.«

»Beschreib sie!« Das Gesicht der Frau hatte einen gespannten Ausdruck angenommen.

Mandy gab eine Personenbeschreibung so gut sie konnte. Sie brauchte gar nicht zu Ende zu sprechen, denn Serena Kyle wußte schon vorher Bescheid.

»Das sind sie!« schrie sie und trat mit dem rechten Fuß hart auf. »Das sind John Sinclair und Suko!« Sie fuhr herum. Plötzlich veränderten sich wieder ihre Augen. Sie wurden zu zwei roten Feuerbällen. »Wir werden sie packen! Beide packen wir sie! Wir kriegen sie, und dann machen wir sie fertig!« Wild schaute sich Serena Kyle um. Keiner widersprach ihr, niemand gab eine Antwort.

Betty war zurückgewichen. Die neun Mädchen standen wie eine Mauer, und Francine hatte die Hände zu Fäusten geballt.

Serena Kyle aber wurde vom Haß überschwemmt. Sie spreizte die Finger, ihr Mund verzog sich, er wurde zu einer Sichel, und hart stieß sie hervor: »Töten – wir werden Sinclair töten. Und diesen verdammten Chinesen ebenfalls!« Dann fuhr sie herum. »Wo steht das Telefon?«

Francine antwortete. »Hinter der Rezeption.«

Serena Kyle lief hin. Sie nahm den Hörer ab und wählte. Nervös trommelte sie mit den Fingern der freien Hand gegen die Holzverkleidung des Schlüsselbretts.

Schließlich meldete sich der Teilnehmer.

»Ernesto«, sagte die Kyle. »Was habe ich da von zwei Männern gehört, die in das Haus eingedrungen sind?«

Sie ließ es sich erklären, und ihr Gesicht nahm dabei einen höhnischen Ausdruck, an. Dann lachte sie auf. »Du bist nicht in der Lage gewesen, die beiden zu stoppen? Wie viele Männer hast du eigentlich? Zehn, zwanzig oder hundert?«

Danach sprach Ernesto Tse, aber die Frau unterbrach ihn. »Ich will freie Bahn haben!« schrie sie. »Und deshalb werden die Kerle sterben. Ich sage dir jetzt ihre Namen. Der eine heißt John Sinclair und ist Oberinspektor bei Scotland Yard. Der andere ist ein Landsmann von dir. Oder ein Fastlandsmann. Er hört auf den Namen Suko. Du wirst sie erledigen. Wenn nicht, bist du dran. Und dann helfen dir auch deine Kontakte zur Mafia nichts mehr. Hast du mich verstanden?«

Serena Kyle wartete die Antwort gar nicht erst ab, sondern legte sofort auf.

Triumphierend wandte sie sich um. »Ein zweites Mal werden uns die beiden nicht mehr in die Quere kommen. Dafür ist gesorgt. Schließlich hängt Ernesto Tse an nichts so stark wie an seinem Leben.«

***

Ich runzelte die Stirn, als ich in meinen Einsatzkoffer schaute. Dort lagen die Waffen für eine erfolgreiche Dämonenbekämpfung dicht nebeneinander in den mit Samt ausgelegten Fächern.

Suko stand neben mir. »Ich würde schon einiges mitnehmen«, schlug er vor.

Der Meinung war ich auch.

Mein Partner nahm die Dämonenpeitsche, während ich mir den silbernen Dolch einsteckte. Zusätzlich besaß ich noch die Beretta und mein Kreuz. Auch die magische Kreide verschwand in meinen Seitentaschen. So gerüstet, hoffte ich, den Mächten der Finsternis entgegentreten zu können.

Wir verließen meine Wohnung.

Suko hatte sich bereits schon vorher von Shao verabschiedet. Sie wollte zu Sheila Conolly fahren, denn die beiden Frauen hatten vor, am Abend eine Modenschau zu besuchen, die in einem großen Hotel abgehalten wurde. Topmodelle aus der ganzen Welt würden die neuen Frühjahrs- und Sommerkollektionen vorführen. So etwas ließ sich Sheila ungern entgehen, und auch Shao wollte dabeisein, da sie so etwas noch nie erlebt hatte.

Normalerweise wäre auch Jane Collins mitgegangen, doch sie war

verhindert. Ein Fall hatte sie nach Leeds geführt. Durch einen Telefonanruf wußte ich, daß Jane erst am späten Nachmittag des übernächsten Tages zurückkehren wollte.

So gingen Sheila und Shao allein.

Suko kam auf das Thema zu sprechen, als wir im Wagen saßen. »Am meisten habe ich Angst davor, daß Shao kräftig hinlangt und kauft«, sagte er. »Sie ist schon ziemlich angesteckt worden.«

»Damit mußtest du rechnen«, erwiderte ich lachend.

»Ja, leider.«

Wir verließen die Tiefgarage. Der Verkehr hatte kaum abgenommen, und das Wetter war ebenso mies wie in den Tagen zuvor. Im Herbst ist London wirklich keine Reise wert.

Ich kannte die Millionenstadt sehr genau und nahm eine Abkürzung, fuhr über die Themse, die ihre grauen Fluten durch das Flußbett schob, und erreichte das Chinesenviertel.

Inzwischen waren fünfundvierzig Minuten vergangen. Wir hatten Mittag. Trotz des Nieselregens liefen zahlreiche Menschen auf den Gehsteigen und in den kleinen Straßen herum. Einige Händler hatten ihre Stände aufgebaut und boten exotische Früchte an. Es gab zahlreiche Lokale, aus deren Türöffnungen der Geruch von fremdartigen Gewürzen quoll.

Einen Parkplatz zu finden, war so gut wie unmöglich. Ich stellte den Bentley schließlich vor einem kleinen Polizeirevier ab. Dort wollte man uns erst vertreiben, doch mein Ausweis ließ die Kollegen in Uniform freundlicher werden.

Zu Fuß machten wir uns auf den Weg.

Ernesto Tse. Ein Name wie aus einem Film. Ich wußte inzwischen, daß Tse eine italienische Mutter und einen Chinesen als Vater gehabt hatte.

Auf die Mischung war ich gespannt.

Suko ging einen halben Schritt hinter mir. Er deckte mir quasi den Rücken, denn es bestand immerhin die Gefahr eines plötzlichen Angriffs. Bestimmt liefen einige Kerle von der vergangenen Nacht herum, und ich hatte wirklich nicht das Bedürfnis, durch ein heimtückisch geschleudertes Messer mein Leben im Rinnstein auszuhauchen.

Die Straßen, durch die wir gingen, kannte ich gar nicht. Suko mußte zweimal fragen, bis man uns schließlich den Weg zu Ernesto Tses Haus erklärte. Jedesmal wenn Suko den Namen erwähnte, zuckte es in den Gesichtern der Befragten. Dieser Tse schien hier einen verdammt langen Schatten zu werfen.

Ich war entschlossen, ihn ein wenig zu kürzen.

Dann standen wir vor Tses Haus. Um uns herum brandete der Betrieb. Das Haus wurde von einer Wäscherei und einem Frisiersalon

eingekeilt. Es sah nicht protzig aus, sondern eher bescheiden. Das Wort Agentur war auf einem matt glänzenden Messingschild zu lesen.

Uns entgingen auch nicht die Typen, die sich in der Nähe des Eingangs herumtrieben. Sie sahen aus wie Wächter, trotz der gelangweilten Gesichter. Als sie uns sahen, wurde ihre Haltung plötzlich gespannt. Jetzt war ich mir sicher, einige aus der vergangenen Nacht unter ihnen zu sehen.

Die Fensterscheiben im Erdgeschoß waren von innen mit grauer Farbe überpinselt worden, so daß niemand hindurchschauen konnte. In Höhe der ersten Etage gab es zwei kleine Balkons, auf denen man kaum stehen konnte.

Die Tür sah schmal aus.

Ich ging darauf zu.

Nach zwei Schritten blieb ich stehen. Plötzlich versperrten vier Chinesen den Eingang. Sie trugen Jeans und Lederjacken. Zwei von ihnen hatten ihre Hände unter die Jacken geschoben. Dort umklammerten ihre Finger sicherlich keine Dauerlutscher.

Die Atmosphäre verdichtete sich innerhalb voji Sekunden. Hinter mir hörte ich Suko scharf atmen.

»Wohin?« fragte der Mann, den ich direkt vor mir sah.

»Zu Ernesto Tse.«

»Bist du angemeldet?«

»Ich bin Polizeibeamter«, erwiderte ich, griff in die Tasche, und im selben Moment zogen die beiden Kerle ihre Hände unter den Jacken hervor.

Ihre Finger umspannten die Griffe gekrümmter Dolche.

Ich lächelte kalt, zog langsam die Hand hervor und hielt meinen Ausweis so, daß man die Schrift lesen konnte.

»Noch Fragen?« erkundigte ich mich scharf.

Der Kerl, der mich angesprochen hatte, sagte: »Warten Sie einen Augenblick.«

Mit der Hacke stieß er die Tür auf und vorschwand.

Die anderen ließen die Waffen sinken. Dann steckten sie die Dinger weg.

Wir warteten, denn ich wollte keinen unnötigen Wirbel veranstalten. Nach einer Minute wurde die Tür wieder aufgezogen, und wir durften eintreten.

Suko und ich betraten eine andere Welt. Eine Welt, die ich nie hinter der schäbigen Eingangstür vermutet hätte.

Die Wände des Flurs waren mit Stofftapeten bespannt. Sie zeigten Motive aus der chinesischen Historie. Ich sah prunkvolle Schlösser, kämpfende Hexenscharen, die auf rassigen Pferden wie die Wilde Jagd durch die Wüste sprengten. Dann wieder wurde mein Blick von Bildern gefesselt, die aus der chinesischen Mythologie stammten.

Geister, Ungeheuer, mutierte Menschen, manche mit mehreren Armen und Tierköpfen, gaben sich ebenso ein Stelldichein wie Prinzen, schöne Frauen, Könige und Zwerge.

Eine verwirrende Vielfalt strömte auf mich ein, und ich wischte mir unwillkürlich über die Augen, da die Farbenpracht der Bilder mich fast schockartig traf.

Suko stieß mich an, und ich erwachte wie aus einem Traum. »Willst du einschlafen?« fragte er.

»Nein, das nicht.«

Wir wurden durch den Flur geführt, erreichten eine Tür, die auf Knopfdruck zurückglitt, und vor uns lagen die Gemächer des Ernesto Tse.

Von Dali, dem Maler, hatte ich mal gelesen, daß er in einem runden Raum lebte.

Tse machte es ihm nach.

Sein Büro war rund.

Und in der Mitte thronte er.

Ein Zwerg!

Das erkannte ich, obwohl er auf einem pechschwarzen Kissen saß und um sich herum zahlreiche Telefone aufgebaut hatte.

»Die Herren von der Polizei«, meldete der Mann, der uns gebracht hatte.

»Es ist gut. Du kannst gehen!«

Der Bote zog sich zurück.

Ernesto Tse aber winkte mit seinem bleistiftdünnen Zeigefinger. »Treten Sie doch näher, Gentlemen, und ich freue mich, einen Landsmann von mir zu sehen.«

»Nicht ganz«, erwiderte Suko. »Sie sind Halbchinese.« Mein Partner wollte nicht mit Tse in einen Topf geworfen werden. Da hatte er seinen Stolz.

Tse lachte. Doch es klang keineswegs freundlich, sondern kalt und abgehackt.

Er war nicht allein, rechts und links seines »Throns« hockten zwei Sekretärinnen an normalen Schreibtischen und vor ganz normalen Schreibmaschinen. Die Mädchen waren geschminkt, westlich gekleidet und ausnahmslos hübsch.

Aber auch sie schickte Tse weg.

Wir waren mit ihm allein.

Suko und ich schritten auf ihn zu. Die Atmosphäre des Raumes zog mich an und stieß mich gleichzeitig ab. Ein süßlicher Duft hing in der Luft.

Opium!

Überall wurde Opium geraucht. Die Leute aus dem fernen Osten empfanden es nicht als Rauschgift.

Dort, wo der Parkettboden nicht von wertvollen Teppichen bedeckt wurde, glänzte er wie ein Spiegel. Die runden Wände schillerten golden, den die Bespannung war mit Goldfäden durchwirkt. Die Lichtquellen waren hinter Seidenschirmen versteckt, und gleichzeitig empfand ich die moderne Hausbar als Schlag ins Gesicht. Sie paßte einfach nicht in den Raum. Ebensowenig wie die Telefone, der Fernschreiber oder das moderne Diktiergerät.

Zwei Schritte vor dem Thron blieben wir stehen. Ich sah noch andere Kissen, aber Tse traf keinerlei Anstalten, uns einen Sitzplatz anzubieten.

Dann stand er auf.

Er wurde wirklich kaum größer. Sein volles Haar hatte er behalten. Es war mittlerweile von grauen Strähnen durchzogen, denn er war nicht mehr der Jüngste. Der Kopf saß auf einem mageren Hals, die Mongolenfalte hätte höchstens ein Blinder übersehen, aber dafür fiel der weiche vollippige Mund auf, den er sicherlich nicht von seinem chinesischen Vater geerbt hatte. An den Händen wuchsen dunkle Haare wie ein dichter Pelz. Das unterschied ihn auch wieder von den anderen Asiaten.

Dafür war er chinesisch gekleidet. Der rote Umhang reichte bis zu den Knöcheln. An den Ärmelenden fiel der Stoff so weit nach unten, daß Tse bequem seine Hände hineinstecken konnte. An den Füßen trug er rote Pantoffeln.

Er schaute zu uns hoch. »Sie sind sprachlos, Gentlemen?«

»Das gebe ich zu«, erwiderte ich.

»Ja, das sind die meisten. Wie man mir sagte, sind Sie als Polizisten hier, also dienstlich.«

»Das stimmt.«

»Liegt etwas gegen mich vor?«

»Eigentlich nicht gegen Sie«, antwortete ich. »Mehr gegen Ihre Leute, Mr. Tse.«

»Sprechen Sie. Aber darf ich zuvor Ihre Ausweise sehen? Sie wissen, die Feinde lauern überall…«

»Bitte.« Ich reichte ihm meinen Ausweis.

Tse betrachtete ihn sorgfältig und gab ihn mir zurück. »Es ist gut, meine Herren. Darf ich Ihnen etwas anbieten?«

»Nein, danke«, sagte ich. »Wir möchten nur, daß Sie uns einige Fragen beantworten.«

»Bitte sehr.«

Ich berichtete von unserem Erlebnis in der vergangenen Nacht und sagte ihm auf den Kopf zu, daß wir seine Leute in Verdacht hätten.

»Aber das ist lächerlich. Wie kommen Sie darauf?«

»Das Haus, in dem wir die Tigerköpfe sahen, gehört doch Ihnen, Mr. Tse.«

»Natürlich, aber mir gehören zahlreiche Häuser. Ich kann nicht immer wissen, was in den einzelnen alles geschieht, das müssen Sie doch verstehen.«

»Wer sollte dann Ihren Leuten den Befehl gegeben haben, uns zu töten?« fragte ich.

Jetzt lächelte er. »Sind Sie sicher, daß es meine Leute waren, die Sie angegriffen haben? Es treibt sich viel Gesindel herum. Leider«, fügte er noch hinzu.

»Haben Sie schon jemals den Namen Asmodina gehört?« fragte ich.

»Nein.«

»Oder Serena Kyle?«

»Auch nicht.« Er hob die mageren Schultern. »Ich verstehe nicht, was das soll? Was werfen Sie mir vor? Ich bin Geschäftsmann, habe eine Agentur, vermittle Künstler und ansonsten…«

»Haben Sie ein hübsches Vorstrafenregister«, fiel ich ihm ins Wort.

»Justizirrtümer gibt es leider viel zu häufig«, konterte er. Er schaute auf seine Uhr am Handgelenk. »Ich bedauere es sehr, aber meine Zeit ist begrenzt, Mr. Sinclair.«

»Wir gehen schon. Nur habe ich vor Ihrem Haus einige Männer gesehen, die mich interessieren. Ich werde das Gefühl nicht los, sie schon mal gesehen zu haben. Und zwar in der vergangenen Nacht. Sie haben doch nichts dagegen, daß uns die Männer ins Yard Building begleiten, Mr. Tse?«

»Nein, natürlich nicht.«

»Ich danke Ihnen.«

Suko und ich nickten dem zwergenhaften Halbchinesen noch einmal zu und gingen zur Tür. Es fiel mir nicht leicht, diesem Mann den Rücken zuzuwenden.

»Mr. Sinclair!« Tses Stimme hielt mich kurz vor dem Ausgang zurück.

Wir wandten uns um.

Der kleine Halbchinese stand an seinem Tisch mit den zahlreichen Telefonen. »Ich soll Ihnen noch einen Gruß bestellen«, sagte er und grinste höhnisch. »Von Asmodina!«

Jetzt hatte er seine Maske fallengelassen.

Blitzschnell griff ich zur Waffe.

Suko wollte zur Seite wegspritzen.

Zu spät!

Plötzlich öffnete sich unter uns der Boden, und wir fielen in die Tiefe…

***

Stirnrunzelnd stand Bill Conolly in der offenen Badezimmertür. Mit der rechten Schulter lehnte er an dem Holz, die Augenbrauen waren skeptisch nach oben gezogen, als er seine hübsche Frau Sheila

beobachtete.

Über zwei Minuten stand Bill da schon, bis Sheila es leid war. Sie drehte sich um und sagte: »Du machst mich mit deiner Unruhe auch noch ganz nervös, Bill.«

»Ich bin nicht unruhig, sondern nur besorgt«, erwiderte der Reporter.

»Oder eifersüchtig, weil ich und Shao alleingehen.«

Bill winkte ab. »Nein, ich…«

Sheilas Augen blitzten. »Was, du bist nicht eifersüchtig? Das ist ja noch schöner. Du glaubst wohl, als Ehemann brauchst du dir das nicht mehr zu leisten. Aber warte ab, wenn du…« Sheila konnte nicht mehr weitersprechen, weil sie lachen mußte und Bill seine Arme ausbreitete, in die Sheila hineinfiel.

Sie trug nur Slip und BH. Als Bill Conolly die samtene Haut unter seinen Fingerspitzen spürte, wurde ihm doch ganz anders. Sheila merkte das wohl.

Sie löste sich rasch von ihm. »Aber doch nicht jetzt, Bill!«

»Warum nicht?«

»Denk an Johnny.«

Bill Conolly brauchte nicht daran zu denken, denn ihr gemeinsamer Sprößling machte sich auch so bemerkbar.

»Mummy!« schallte seine weinerliche Stimme bis hin zum Bad.

»Sieh du mal nach«, sagte Sheila.

Bill runzelte die Stirn, sagte aber nichts und ging.

Johnny lag auf dem Boden. Er war hingefallen und stemmte sich langsam hoch.

Bill war schnell bei ihm, faßte ihn unter den Armen und hob ihn in die Höhe. Er hielt die Arme ausgestreckt, und der Kleine lag in einer schrägen Position, wobei er seinem Vater ins Gesicht schauen konnte.

»Was hast du denn jetzt wieder angestellt?« fragte Bill. Er warf seinen Sohn hoch und fing ihn wieder auf.

Johnny krähte vor Vergnügen. Bill legte ihn sich über die Schulter und ging zurück zum Bad, wo Sheila den letzten feinen Strich an ihren Lippen nachzog.

»Fertig«, sagte sie.

Johnny konnte inzwischen schon einige Sätze sprechen. »Mummy geht weg?«

Sheila drückte ihre Wange an die des Kleinen. »Ja, mein Schatz, und Daddy bleibt bei dir.«

Johnny verzog weinerlich das Gesicht.

»Ich komme ja bald wieder zurück«, beruhigte Sheila ihn.

Da strahlten die Augen des Kleinen, der der ganze Stolz des Ehepaares Conolly war. »Bringst du mir was mit?«

»Aber natürlich.«

»Was?«

»Müde Beine«, murmelte Bill. Zum Glück verstand Johnny nicht, doch der Reporter fing von Sheila einen strafenden Blick ein. »So«, sagte Bill zu seinem Stammhalter. »Laß uns gehen. Mummy will sich bestimmt noch anziehen. So können wir sie ja nicht laufen lassen.«

»Ich habe schon bessere Witze gehört«, sagte Sheila.

Bill verschwand mit dem Kleinen im Livingroom des großzügig angelegten Bungalows.

Finanzielle Sorgen hatten die Conollys nicht. Sheila hatte nach dem Tod ihres Vaters einige Chemiefabriken und auch Immobilien geerbt, das Vermögen und die Leitung der Firmen in die Hände guter Manager gelegt, um mit Bill sorgenfrei leben zu können.

Doch so sorgenfrei lebten sie nicht.

Auch Bill Conolly stand ebenso wie ich auf der Abschußliste der schwarzblütigen Dämonen. Und er war manches Mal nur mit viel Glück einem schrecklichen Tod entgangen. Das regte Sheila so auf, und sie hatte immer große Angst, wenn Bill mit mir loszog.

Er verdiente allerdings auch noch Geld. Bill war ein glänzender Reporter, ein Mann, der hautnah berichten konnte, so daß seine Reisebeschreibungen und -berichte von allen großen Magazinen der Welt gekauft wurden.

Dann gab es noch die Conolly-Stiftung. Sheila und Bill hatten sie erst kürzlich ins Leben gerufen. Ein Großteil der Industriegewinne wurde in das Kinderhilfswerk hineingepumpt, so daß Sheila und Bill schon manches Mal recht erfolgreich geholfen hatten. Vor allen Dingen in den Ländern der dritten Welt.

Im Livingroom hatte der kleine Johnny Auslauf. Besonders interessant fand er immer die Stereo-Anlage mit ihren zahlreichen Knöpfen und Hebeln. Bill hatte Mühe, ihn davon wegzuscheuchen. Dafür mußte er seinem Sohn etwas vorsingen.

Bill tat es und wurde nicht einmal rot dabei.

Dann kam Sheila.

Ihr Mann setzte sich aufrecht in den Sessel und stellte Johnny auf die Füße. Er lief sofort zu seiner Mutter.

»Was schaust du so?« fragte Sheila lächelnd und fing ihren Sohn auf. Sie sah wirklich blendend aus. Das Haar hatte sie an den Seiten zurückgesteckt, so daß mehr von ihrem Gesicht zu sehen war. Sheila trug ein auberginefarbenes Hemdblusenkleid mit einem Gürtel aus dem gleichen Stoff. Die perlmuttfarbenen Schuhe waren farblich zur Handtasche abgestimmt, ebenso wie die Seidenstrümpfe mit den zahlreichen Punkten.

»Du hast aber bestimmt noch was vor«, staunte Bill.

Sheila nickte. »Natürlich. Schließlich sollen mir die Mannequins ja nicht den Rang ablaufen.« Sie schwenkte Johnny einmal im Kreis und stellte ihn dann hin.

»Ich werde Shao anrufen und Bescheid sagen, daß ich jetzt abfahre«, sagte sie.
Bill nickte.
Sheila Conolly wählte die Nummer der Chinesin und hatte Shao auch sofort am Apparat. Johnny wurde von Bill solange gehalten. Er hatte nämlich die Angewohnheit, immer an der Telefonschnur zu ziehen, wenn jemand sprach.
Nach zwei Minuten legte Sheila auf. »Shao erzählte, daß Suko und John unterwegs sind. Sie haben wieder einen heißen Fall im Nacken sitzen.«
Bill zog ein unglückliches Gesicht.
»Nur gut, daß du nicht dabei bist«, sagte Sheila schnell.
»Du mußt das nicht immer so eng sehen«, verteidigte sich ihr Mann.
»Ich sehe das so eng, wie ich will. Und bin dabei bisher sehr gut gefahren, mein Lieber.« Sheila schritt quer durch den Raum und nahm ihren Mantel auf, den sie beim Eintritt über eine Sessellehne gehängt hatte. Sheila legte ihn sich um die Schulter.
»Ich bringe dich noch zum Wagen«, sagte Bill.
»Kann ich deinen nehmen?«
»Sicher.«
Den Schlüssel hatte Sheila. Bill hatte seinen Wagen von einer morgendlichen Ausfahrt noch nicht in die Garage gefahren. Er stand vor dem Tor. Draußen kündigte sich bereits die Dämmerung an. Es wurde wieder dunkler, obwohl es den Tag über noch nicht richtig hell geworden war.
Auf dem Rasen lagen bunte Blätter. Feuchte Dunstschleier trieben über den Vorgarten. Sie hüllten die blattlosen Sträucher und auch die Zierbüsche ein.
»Bei diesem Wetter zieht es dich hinaus«, sagte Bill Conolly. »Dabei könnten wir es uns zu Hause so gemütlich machen.«
»Du siehst dir auch öfter ein Fußballspiel an.«
Bill hob die Schultern.
Sheila gab Johnny noch einen Kuß. »Sei schön brav«, sagte sie.
»Bringst du mir auch wirklich was mit, Mummy?«
»Ganz sicher.«
Johnny klatschte vor Freude in seine kleinen Hände. Sheila verabschiedete sich noch von Bill und stieg in den Porsche. Ihr Mann und ihr Sohn winkten ihr nach, als sie mit röhrendem Auspuff startete.
Beide ahnten nicht, daß es für Sheila Conolly und Shao eine Modenschau des Schreckens werden sollte…

***

Schon wieder auf eine Falltür reingefallen, dachte ich, als ich nach unten fiel. Das war uns in letzter Zeit ziemlich häufig passiert. Ich

konnte nichts sehen, doch instinktiv reagierten Suko und ich synchron.

Wir rollten uns zusammen, zogen dabei Köpfe und Schultern ein und warteten auf den Aufprall.

Er kam. Doch weicher, als wir geglaubt hatten.

Unter uns federte etwas durch, wir wurden wieder hochgeworfen. Ich breitete Arme und Beine aus, fing mich ab und blieb im Netz liegen.

Jawohl, wir lagen in einem grobmaschigen Netz.

»Suko?« fragte ich leise.

Der Chinese antwortete nicht, dafür merkte ich an den Schwingungen des Netzes, daß er sich bewegte. »Okay, John, auf mich kannst du rechnen. Sie haben es äußerst human mit uns gemacht.«

Ich blieb skeptisch. »Bin gespannt, was noch folgen wird.«

»Ja, das meine ich auch.«

Es war dunkel um uns herum. Ich hatte mich auf die Seite gedreht, so daß ich mit dem Gesicht auf den Maschen lag. Ich schaute hindurch, und auf einmal sah ich das Licht.

Auch Suko hatte es wahrgenommen. Er sagte: »Es scheint loszugehen, John.«

Es war ein grüngelbes Leuchten, mehr ein Schimmern und Fluoreszieren, das erst nur auf einen Punkt konzentriert war, dann aber weiter ausstrahlte und immer mehr Platz einnahm.

Wir hielten den Atem an.

Es war richtig spannend, wie immer mehr aus der Dunkelheit geholt wurde.

Figuren, soviel ich erkennen konnte. Menschen aller Art. Bewaffnete als auch Frauen und Kinder. Von meinem Standort aus konnte ich nur einen Teil überblicken, denn zwischen den Figuren bildeten Ecken und Winkel ein regelrechtes Labyrinth.

Welch geheimnisvolles Reich befand sich im Keller dieses Hauses?

Das Licht breitete sich nicht nur auf zwei Ebenen aus, sondern auf drei. Es stieg der Decke entgegen, berührte unser Netz, und wir sahen zum erstenmal, wo Wir gelandet waren.

Das Netz war für uns eine riesige Matte, die in der Luft schwebte. Bei jeder Bewegung vibrierte es hin und her. Unter uns befand sich ein regelrechtes Panoptikum. Ein Kabinett aus Wachsfiguren, denn das war klar zu erkennen.

»Kaum glaublich«, staunte auch Suko.

Ich gab ihm recht. Wir befanden uns noch ziemlich weit über dem Kabinett. Wenn ich nach vorn schaute, sah ich in etwa drei Yard Entfernung den Netzrand.

»Dann wollen wir mal«, sagte ich und startete.

Das heißt, ich kroch auf den Netzrand zu. Das war gar nicht einfach, wie man sich es vorstellt. Außerdem haben Zirkusartisten darin eine

große Übung, wir jedoch wurden hin- und hergeworfen.

Ich lag etwas vor Suko und erreichte als erster den Rand. Kopfüber schwang ich mich hinüber, klammerte mich mit beider Händen fest und zog die Beine nach.

Dann sprang ich.

Ich hatte einen harten Aufprall erwartet und mich darauf eingestellt, wurde jedoch enttäuscht, denn der hellgrüne Boden federte nach, als mein Gewicht ihn belastete.

Dabei hatte ich das Gefühl, in einen Sumpf gesprungen zu sein, ohne daß ich allerdings steckenblieb.

Suko und ich hatten das Gefühl, als würden wir auf einem welligen Teppich laufen.

»Eine Überraschung jagt die andere«, murmelte mein Partner.

»Hoffentlich gibt es keine böse«, erwiderte ich und ging langsam weiter.

Meine rechte Hand hielt ich so, daß ich jederzeit an die Beretta gelangen konnte, denn ich rechnete fest damit, daß uns Ernesto Tse eine Falle gestellt hatte. Dieser Keller hier unten konnte sich als tödliches Labyrinth erweisen.

Ich schritt als erster. Suko folgte mir. Der Boden dämpfte unsere Schritte bis zur völlige Geräuschlosigkeit, nur, daß er eben immer nachfederte und uns das Gefühl gab, auf einem Trampolin zu laufen, wobei diese Unterlage uns auch in der Reaktionsfähigkeit beeinträchtigte.

Es war still.

Ich hatte das Gefühl, eine riesige Glasglocke über dem Kopf zu haben, die kein Geräusch durchließ.

Der Weg, den wir gingen, verengte sich jetzt, denn wir gerieten in die unmittelbare Nähe des Wachsfigurenkabinetts.

Linker Hand lag ein Haus oder nur angedeutet die Vorderfront davon. Über der Tür baumelte ein Gehenkter. Aber so täuschend echt nachgemacht, daß ich erschrak und stehenblieb.

Es dauerte ein paar Sekunden, bis sich mein Herzschlag beruhigt hatte.

»Mann«, flüsterte Suko, »da weiß man gar nicht, ob echt oder unecht.«

Wir passierten den Gehenkten.

Links von uns standen einige Figuren aus der Wild-West-Epoche des amerikanischen Kontinents. Indianer, Trapper und Gunfighter.

Harmlos…

Dachten wir.

Bis der Indianer eine ruckhafte Bewegung nach vorn machte. Er hielt einen Tomahawk in der rechten erhobenen Hand. Durch die Bewegung wurde er aus seinen Fingern gelöst und pfiff auf uns zu.

Suko sah es noch rechtzeitig genug.

Hart riß er mich an der Schulter zurück, so daß die Waffe mich verfehlte und in der Hausfassade mit dem Gehenkten davor steckenblieb.

Ich nickte meinem Partner zu. »Danke.«

»Das war knapp genug gewesen.«

»Jetzt wissen wir wenigstens, was uns erwartet.« Ich blieb stehen und schaute mich um. Das grüne Licht hüllte uns ein. Es kam von überall. Aus dem weichen Boden, von oben und von den Seiten. Unsere Gesichter sahen seltsam fahl aus, und die Schweißtropfen darauf glitzerten wie winzige, farbige Perlen.

»Mich würde nur interessieren, wie diese Wachsfiguren reagieren«, meinte Suko.

»Wahrscheinlich haben wir einen Kontakt berührt«, antwortete ich ihm.

»Komm, weiter, John, irgendwo muß es doch einen Ausgang geben, zum Teufel noch mal.«

Wir wurden noch vorsichtiger. Immer mehr Figuren schälten sich aus dem grünen Licht. Einmal sah ich einen schwarzgekleideten Gangster mit einer Maschinenpistole in der Hand.

Ich blieb stehen.

Noch zeigte die Mündung an uns vorbei, aber wenn wir den Kerl passierten und wieder einen Kontakt auslösten, hatten wir kaum eine Chance, den Kugeln zu entgegen.

Suko hatte die bessere Idee. Er bückte sich und kroch auf allen vieren unter dem Lauf hinweg.

Ich machte es ihm nach.

Die Figur blieb ruhig.

Wir gingen weiter.

Minuten verstrichen. Die Stille um uns herum wurde drückend. Rechts tauchte ein Ritter mit erhobenem Schwert auf. Er sah so natürlich aus, daß es mir schwerfiel, an eine Wachsfigur zu glauben.

Ich schielte ihn aus den Augenwinkeln an und tat gut daran, denn plötzlich fiel der Ritter nach vorn.

Und mit ihm das Schwert.

Die Klinge fegte an mir vorbei und hackte in den weichen Boden, wo sie steckenblieb.

Tief atmete ich aus. Himmel, das ging an die Nerven.

Wir stiegen über das Schwert hinweg. Der Weg beschrieb eine Kurve. Die Anzahl der Figuren nahm zu, aber auch die Weiträumigkeit der Aufteilung.

Schemenhaft sahen wir links und rechts zahlreiche Figuren stehen, doch keine griff uns an.

Bis jetzt blieb alles normal, das heißt, wir sahen keine Monster oder

dämonische Wesen, dann aber traf mich der Schock wie eine Eisdusche.

Wir mußten wieder einen der zahlreichen Kontakte berührt haben, denn es gab ein quietschendes Geräusch, und aus dem grünen Dämmer an der linken Seite wurde eine Figur hervorgeschleudert, die zwei Schritte vor uns stehenblieb und sich umdrehte, damit sie uns anschauen konnte.

Die Figur war ein Mann.

Einer, den ich kannte.

Sogar ein Kollege von mir.

Und jetzt…

»Mein Gott«, flüsterte ich erstickt, »das ist Robby Randall. Wir vermissen ihn seit zwei Jahren. Niemand wußte, wo er war. Und jetzt sehe ich ihn hier.«

»Als Wachsfigur?« fragte Suko.

Ich hob die Schultern und ging näher an meinen ehemaligen Kollegen heran. Er trug noch seinen Straßenanzug, aber deutlich sah ich, wo ihn die Kugeln durchbohrt hatten.

Ich hob die Hand und strich mit den Fingerspitzen über die Haut. Sie fühlte sich kalt an, eben wächsern. Aber ich wollte es genau wissen.

»Gib mir dein Messer, Suko!«

Den silbernen Dolch wollte ich nicht nehmen. Für das, was ich vorhatte, genügte ein Taschenmesser.

Suko überließ es mir, und ich begann mit der Messerspitze am erkalteten Wachs herumzukratzen. Das Messer setzte ich dicht unter dem linken Auge an.

Das Wachs war zwar steinhart, aber der Klinge hatte es nichts entgegenzusetzen.

Die Wachsschicht bröckelte ab. Zuerst nur ein daumennagelgroßes Stück, so daß ich das Messer einklemmen konnte und die Klinge als Hebel benutzte.

Suko hielt mir den Rücken frei. Er beobachtete die Umgebung und würde mich sofort warnen, wenn irgendeine Gefahr auftauchte.

Das nächste Stück Wachs sprang mir entgegen. Es traf meine Stirn und fiel zu Boden. Ich aber hatte einen Teil des Gesichts von der Wachsschicht befreit.

Mit der freien Hand holte ich meine Punktleuchte hervor, knipste sie an und traf mit dem feinen Strahl die von mir geschaffene Öffnung.

Obwohl ich darauf vorbereitet war, erschrak ich doch.

Unter der gelösten Schicht schimmerte gelblich weiß die Haut eines Toten.

Nun wußte ich über das Schicksal des Kollegen endgültig Bescheid. Wir konnten ihn von der Vermißtenliste streichen und seinen Namen in die Gedenktafel im Eingangsfoyer des Yard Building einmeißeln.

Sekundenlang schloß ich die Augen. Es ist immer schlimm, wenn man vom Tod eines Kollegen hört. Man wird dabei zu sehr an sein eigenes Schicksal erinnert.

Ernesto Tse war sein Mörder. Er hatte sich mit ihm einen grausamen Spaß gemacht und ihn als Wachsfigur aufgestellt.

Mit dem Handrücken wischte ich mir über die schweißnasse Stirn. Dabei dachte ich über die Schrecken nach, die dieser Keller sicherlich noch für uns bereithielt.

War Robby Randall die einzige Leiche?

Ich glaubte es nicht. Vielmehr nahm ich an, daß sich Ernesto Tse auf diese grausamen Art und Weise seiner Gegner entledigte.

Dieser Zwerg war kein Mensch mehr, sondern eine Bestie.

Im nächsten Augenblick hörten wir ihn. Von allen Seiten brandete plötzlich das Gelächter auf uns nieder. Durch Lautsprecher verstärkt verbreitete es wirklich einen Höllenlärm.

Es verstummte so abrupt, wie es aufgeklungen war.

Stille…

Suko und ich schauten uns an.

Dann die Stimme des Halbchinesen. Verzerrt zwar, aber dennoch zu identifizieren.

»Hast du deinen Kollegen gesehen, Bulle? Das war erst der Beginn, und ich bin sicher, daß du und dein Freund ebenfalls bald als Wachsfiguren hier stehen werdet. Bis jetzt war noch alles sehr harmlos. Gewissermaßen das Vorspiel. Was nun folgt, ist die Hölle!«

… Hölle… Hölle! schallte es nach.

Und wir wußten, daß es jetzt um unser Leben ging.

***

Der Bus mit den zehn Frauen fuhr bis dicht vor den Lieferanteneingang und stoppte dann. Serena Kyle saß am Steuer, sie hatte das Gefährt sicher durch den Londoner Verkehr gebracht. Man dirigierte sie bewußt auf den Hotelhof, da die Frauen noch einige Gepäckstücke auszuladen hatten.

Der Geschäftsführer stand schon bereit.

Er hieß Gil Hanson, war ein geschniegelter Bursche, der immer nur lächelte und ein Faible für maßgeschneiderte, dunkle Anzüge hatte. Sein schwarzes Haar wies über der Stirn eine helle blonde Strähne auf. Die Haut war solariumbraun, und der Schnauzer bedeckte die gesamte Haut zwischen Oberlippe und Nase.

Als der Bus stoppte, löste Hanson sich von dem schützenden Vordach des Hinterausgangs und lief dem Fahrzeug entgegen.

Serena Kyle öffnete bereits die Tür. Ihr Lächeln ließ nichts von der absoluten Gefühlskälte merken, die in ihrem Innern herrschte. Es war freundlich und sehr verbindlich.

»Haben Sie das Wetter bestellt, Mr. Hanson?« fragte sie beim Aussteigen.

Der Geschäftsführer oder Hoteldirektor reichte ihr galant die rechte Hand. »Natürlich nicht«, erwiderte er. »Aber Sie und Ihre Mädchen bringen so viel Sonnenschein in unser Haus, daß wir die trüben Regenwolken vergessen können.« Er trug reichlich dick auf.

»Wie charmant«, flötete Serena Kyle.

Der Direktor nahm den Spott in ihrer Stimme gar nicht wahr. Er drehte sich um und schnippte mit dem Finger.

Drei Pagen verließen das Haus. Sie trugen große Regenschirme, damit die Mädchen trocken in das Hotel gehen konnten.

Der Reihe nach stiegen sie aus.

Hanson und Serena Kyle hatten sich unter das schützende Dach zurückgezogen und beobachteten.

»Leider ist eines meiner Mädchen erkrankt«, erklärte sie dem Direktor. »Wir müssen mit neun auskommen.«

»Doch nichts Schlimmes?«

»Nein, nein, nur eine Erkältung.«

»Dann bin ich beruhigt. Aber sie schaffen die Auftritte doch auch so?« fragte er. Hanson hatte Angst, daß sein wohl ausgeklügelter Terminplan ins Wanken geriet.

»Natürlich.«

Inzwischen hatten die Mädchen den Bus verlassen. Hanson, kein Kostverächter, wurde fast geblendet von soviel Schönheit und Anmut. Die Girls waren wirklich eine Augenweide. Ihre Körper zeigten Idealmaße, die Gesichter waren hübsch, die Haare manchmal lang, dann wieder kurz oder zu zahlreichen Locken gedreht.

»Gehen wir«, schlug Hanson vor und hielt Serena Kyle die Tür auf.

Die Girls warteten in der Halle. In den Sesseln des großen Foyers hatten sie Platz genommen und genossen die bequemen Polster. Zahlreiche Männer verschlangen die gutgewachsenen Mannequins mit den Blicken, und die Mädchen fühlten sich mehr als wohl.

Bis Serena in die Hände klatschte.

Gehorsam standen die neun Mannequins auf.

»Mr. Hanson wird uns jetzt die Umkleideräume zeigen«, sagte sie. »Ich möchte, daß ihr Disziplin bewahrt, aber darüber haben wir ja bereits gesprochen.«

Allgemeines Nicken.

Gil Hanson ging voraus zu den Fahrstühlen. Es mußte in zwei Partien hochgefahren werden. Der Festsaal mit der Bühne und den dahinterliegenden Umkleideräumen lag im zweiten Stock.

Die Zimmer für die Gäste begannen erst eine Etage höher.

Als alle oben waren, fragte der Direktor: »Möchten Sie zuerst die Bühne sehen nebst Laufsteg und Zuschauerraum? Oder soll ich Ihnen

die Garderobenräume zeigen?«

»Bitte die Garderoben«, sagte Serena.

»Natürlich, sofort.« Eilfertig wieselte der Geschäftsführer vor den Mädchen her.

Sie folgten ihm. Brav, diszipliniert. Niemand sprach, und das war seltsam. Normalerweise lachten oder scherzten die Mannequins, aber die hier waren zu ruhig.

Durch eine Schwingtür aus Teakholz erreichte die Gruppe den Garderobentrakt.

Der Direktor hielt die Tür auf. Er schaute sich jedes Mädchen genau an, und seine Augen zeigten einen gewissen Glanz.

Die Garderoben wollten zu der eleganten Einrichtung des Hotels nicht so recht passen. Es waren schmucklose Räume mit weiß gestrichenen Wänden, an denen hin und wieder ein paar Plakate oder Fotos klebten. Sie zeigten Stars aus dem Schlagermilieu, die mal in diesem Hotel einen Gastauftritt gegeben hatten.

Die beiden Garderobenräume waren durch eine Schiebetür miteinander verbunden, so daß in jedem Zimmer Platz genug für die zehn Mädchen war. Sie konnten sich aufteilen.

Die Schminktische mit den darüber hängenden Spiegeln reihten sich aneinander. Licht gaben zwei kreisrunde Leuchtstoffröhren.

»Ich hoffe, es gefällt Ihnen«, sagte Hanson und lächelte wieder.

Serena nickte. »Wir haben schon schlechter gewohnt.«

»Dann bin ich ja zufrieden. Die Bühne und der Laufsteg sind übrigens ausgezeichnet«, fügte er noch hinzu, als müßte er sich für die kahle Garderobe entschuldigen.

»Bitte, zeigen Sie uns jetzt die Bühne und den Zuschauersaal«, bat Serena.

»Natürlich, kommen Sie.«

Während Hanson mit den Mädchen durch den Hotelgang schritt, pries er die Vorzüge des Hauses. Er leierte sie herunter, wie aus einem Werbeprospekt auswendiggelernt.

Serena Kyle hörte kaum hin. Auch die Mädchen stellten ihre Ohren auf Durchzug.

Von der Bühne und dem Zuschauersaal waren sie allerdings sehr angetan. Er stand im krassen Gegensatz zu der doch ziemlich miesen Garderobe.

Serena Kyle zeigte sich auch angenehm überrascht. Die Sitzreihen waren fest im Boden verankert. Ein roter Teppich bedeckte den Laufsteg. Licht spendeten zwei von der Decke hängende Kristalleuchter. Dienstmädchen waren damit beschäftigt, Blumenkübel aufzustellen, um die Ränder der Bühne zu beiden Seiten des Laufstegs freundlicher zu gestalten.

Am Ende des Laufstegs führte eine kleine Treppe hoch.

»Ich darf dann mal vorgehen«, sagte Gil Hanson, als er die Stufen hochschritt.

»Bitte.«

Serena Kyle folgte mit ihren neun Mädchen. Der Vorhang war bereits zurückgezogen. Sie betreten die Bühne, und Hanson blieb etwa in der Mitte stehen.

»Benötigen Sie eine weitere Dekoration auf der Bühne?« erkundigte er sich.

»Nein, es reicht so.« Serena ließ ihre Blicke schweifen. Der hellblaue Vorhang sagte ihr zu, und auch hinter der Bühne war genügend Platz vorhanden.

Ein schmaler Gang führte parallel zur Bühne entlang.

Durch eine Eisentür gelangte man in den Korridor, über den soeben mehrere Bedienstete große, auf Laufrollen fahrende Kleiderkisten schoben.

Hansons Lächeln verstärkte sich. »Ah, Ihre Sachen werden gebracht.«

Sie blieben stehen, um die Männer mit den Kisten vorbeizulassen. Die sperrigen Gegenstände paßten soeben durch die Tür.

Hanson nickte zufrieden. »So, jetzt habe ich Ihnen alles gezeigt«, wandte er sich an Serena Kyle. »Darf ich Sie nun noch zu einem kleinen Gläschen an der Hotelbar einladen? Die Damen natürlich auch, wenn es Ihnen recht ist.«

Serena dachte gar nicht daran, mit dem Beau ein Glas zu trinken. Sie blieb freundlich, als sie ablehnte und dabei auch im Namen der Mädchen sprach.

»Es tut mir wirklich leid, Mr. Hanson, aber wir haben eine längere Fahrt hinter uns, müssen uns ausruhen, um heute abend fit zu sein. Sie werden das doch verstehen?«

Hansons Lächeln wurde süßsauer. »Selbstverständlich verstehe ich das, meine Dame.« Er schluckte und vollführte eine Verbeugung. »Dann darf ich mich verabschieden?«

»Bitte.«

Gil Hanson verschwand. Serena Kyle schaute auf seinen Rücken und verzog dabei die Mundwinkel. Sie mochte diesen geschniegelten Kerl überhaupt nicht. Er war ihr regelrecht zuwider.

Sie drehte sich zu ihren Mädchen um. »Ihn packen wir als ersten!« zischte sie.

Die Mannequins waren einverstanden.

Sie und Serena Kyle gingen in die Garderobenräume. Die Hotelangestellten hatten die Kleiderkisten abgeladen und sich die Laufrollen unter den Arm gepackt. Hin und wieder warfen die Männer scheue Blicke auf die gutgewachsenen Girls.

Serena Kyle schloß die Tür.

Dann entnahm sie ihrer Tasche einen kleinen, flachen Schlüssel, den

sie behutsam in das kleine Schloß der ersten Schrankkiste hineinschob. Zweimal drehte sie ihn herum, um die Tür öffnen zu können.

Sie quietschte ein wenig in den Angeln. Serena Kyle griff in den Schrank hinein, schob einige auf den Bügeln hängende Kleidungsstücke zur Seite und hatte gefunden, was sie suchte.

Serena tauchte noch mehr in Schrank hinein und holte das Gesuchte hervor.

Es war ein Bild.

Serena drehte sich mit dem Gemälde in der Hand herum.

Die Mädchen hatten einen Halbkreis gebildet und schauten ihrer Chefin ins Gesicht.

Serena Kyle hob das Bild hoch. Es zeigte ein Gesicht.

Das der Dämonin Asmodina!

Die Girls sanken vor Ehrfurcht fast in die Knie, als sie auf das Gemälde schauten. Serena merkte es und lächelte.

»Denkt daran«, sagte sie leise, jedoch unüberhörbar. »Sie wird immer bei uns sein und ihre schützenden Hände über uns halten. Uns kann nichts mehr passieren. Gar nichts mehr…«

***

Der in Wachs eingegossene Tote fuhr wieder zurück. Ich hörte das Surren, mit dem er sich in die grünliche Dunkelheit entfernte.

Als ich genauer nachschaute, sah ich die Schiene auf dem weichen Boden. Sie bestand aus einem hellen Material, lief nicht exakt geradeaus, sondern war leicht gebogen.

Natürlich dachte ich an die Worte des Halbchinesen. Und natürlich rechnete ich damit, daß er seine Drohung wahrmachen würde. Dieser Ernesto Tse kannte keinen Pardon. Ich war nur gespannt, was er als nächstes für eine Überraschung auf Lager hatte.

Sicherheitshalber zogen wir unsere Waffen. Suko warf mir einen Blick zu. »Schätze, daß wir jetzt noch mehr aufpassen müssen«, flüsterte er. »Aber durch müssen wir. Es wird doch bestimmt einen Ausgang hier unten geben.«

Damit rechnete ich auch. Aber um ihn zu finden, mußten wir durch eine Hölle.

Bis jetzt waren wir auf einem Weg gegangen, wenn man ihn überhaupt als solchen bezeichnen konnte. Wir konnten uns auch links und rechts an den Figuren vorbeischlängeln, doch da wäre es für uns zu gefährlich geworden.

Das grüne Licht war dort wesentlich schwächer, während es den Hauptweg mehr erhellte. Die Gefahren wuchsen proportional mit der Abnahme der Helligkeit.

»Auf denn«, sagte Suko. »Hier hält mich nichts mehr.«

Wir tasteten uns weiter voran. Es war ein regelrechtes Tasten, denn wir rechneten mit den übelsten Überraschungen. Auch vom Boden her, wie mit Falltüren oder Stolperfallen.

Man hatte uns die Hölle versprochen, nun waren wir auf die Einhaltung gespannt.

Zuerst tat sich einmal nichts. Alles lief seinen normalen Gang. Es wurde sogar etwas lustiger. Eine Dame im weitgeschwungenen Rock der Biedermeierzeit war in einer tanzenden Haltung nachgebildet worden. Neben ihr stand ein Kavalier in Kniehosen und mit einer Alonge-Perücke auf dem Kopf.

Dann versperrte uns ein japanischer Samurai-Kämpfer den Weg. Er stand direkt vor uns, sah schaurig aus in seiner dunklen Kampfkleidung und der Drahtmaske vor dem Gesicht. In der rechten Hand hielt er ein Schwert. Die spitze zielte auf den vorangehenden Suko.

Mein Partner trat sicherheitshalber einen Schritt zur Seite.

Das war sein Glück.

Plötzlich löste sich das Schwert aus der Faust des japanischen Kämpfers und zischte auf uns zu.

Blitzschnell machte Suko sich dünn.

Ich schoß.

Meine Silberkugel zertrümmerte die Maske und drang in das dahinterliegende Gesicht, wo es die Wachsschicht zerstörte.

Im nächsten Augenblick stieß der Samurai-Kämpfer ein dumpfes Röcheln aus, und wir sahen den Qualm, der aus seinem Halsstumpf kroch. Nach Schwefel und Verfäulnis stinkend, dem Odem der Hölle.

Ich hatte einen Dämon getötet, keine Wachsfigur.

»Wirf dich hin, John!«

Suko schrie den Befehl, und ich machte mich sofort lang.

Keinen Herzschlag zu früh, denn das Schwert kam zurück. Wie eine Rakete zischte es auf uns zu. Kniehoch wischte es über den welligen Boden, fuhr über uns hinweg und bohrte sich mit einem dumpfen Laut in den Torso des Samurais.

Der zerfiel.

Und mit ihm verging das Schwert.

Wir standen auf.

»Das war knapp!« stöhnte ich.

»Und wie.«

Nach allen Seiten sichernd trat ich auf den Samurai zu. Von ihm und seiner Kleidung waren nur noch Reste übriggeblieben, die dampften und qualmten, als wären sie mit Säure Übergossen worden.

Ich drängte zur Eile. »Keinen Grabgesang, Suko. Weiter.«

Diesmal übernahm ich die Führung und ging dabei ebenso vorsichtig vor wie mein Partner Suko.

Das Licht war wesentlich schwächer geworden. Ich sah kaum noch die Umrisse oder Konturen der Wachsfiguren. Alles verschwamm in einem widerlichen Graugrün. Dabei mußte ich mich zwingen, genauer zu schauen, denn meine Augen begannen zu schmerzen. Wahrscheinlich hatten wir das Wachsfigurenkabinett inzwischen durchquert.

Doch was lag dahinter?

Ich blieb plötzlich stehen.

Sofort holte Suko auf. »Was ist?« raunte er.

»Ich glaube, da waren Stimmen«, erwiderte ich ebenso leise.

Suko lauschte auch. Angespannt wirkten seine Gesichtszüge. Dann schüttelte er den Kopf. »Das sind keine Stimmen!«

»Sondern?«

»Irgendwelche seufzenden Geräusche. Als würde jemand nur mit Mühe ein Schluchzen unterdrücken. Kann aber auch eine Täuschung sein.« Suko wurde unsicher, je länger er zuhörte.

»Laß uns weitergehen!« schlug ich vor.

Wir setzten unseren Weg fort. Nicht daß ich Angst gehabt hätte, aber ein seltsames Gefühl blieb doch zurück.

Und dann kam mir jemand entgegen.

Ich erschrak, blieb stehen und…

Der Mann war ich selbst!

Mein Herzschlag beschleunigte sich, ich streckte den Arm aus. Mein Gegenüber tat das gleiche.

Ein Spiegelbild!

Lautlos war vor mir ein Spiegel in die Höhe gewachsen. Jetzt sah ich auch Sukos Abbild in der Fläche schimmern.

Die Waffen hatten wir nach dem Kampf mit dem Samurai wieder weggesteckt. So schaute mich nur mein ganz normales Spiegelbild an. Und unbewaffnet.

»Dreh dich mal um!« sagte Suko.

Ich machte auf der Stelle eine Kehrtwendung und schaute mich selbst an.

Lautlos war auch hinter uns ein hoher Spiegel aus dem Boden gefahren.

Und links von uns, sogar auch rechts.

Eigentlich überall.

Wir waren eingekreist!

Gefangen in einem spiegelnden Irrgarten.

Zwei Schritte ging ich zur Seite.

Rumms! Mit der Stirn prallte ich gegen die Spiegelwand. Rechts wäre das gleiche geschehen, wenn ich nicht vorher abgestoppt hatte. Ich rieb mir die Stirn. Hinter mir versuchte Suko einen Ausgang aus dem Labyrinth zu finden. Er hatte die Arme halb vorgestreckt, seine Hände

tasteten die Spiegelwände ab. Er fand auch einen Durchschlupf und war verschwunden.

Ich hörte noch seine Stimme. »Verdammt, hier muß es doch einen Ausgang geben.«

»Wo bist du denn, Suko? Ich…«

Weiter sprach ich nicht mehr, denn plötzlich geschah etwas Grauenhaftes. Mein Spiegelbild vor mir reagierte. Aber ich vollführte die Handlung nicht nach.

Der zweite, der dritte und der vierte Sinclair griffen unter ihre Jacketts.

Sie zogen die Berettas.

Und alle hatten ein Ziel!

Mich!

***

Shao war bereits fertig angezogen, als Sheila Conolly erschien. Die Chinesin trug ein figurbetontes, enges rotes Seidenkleid und hatte sich die lackschwarzen Haare hochgesteckt. Ihren schmalen Hals schmückte eine Perlenkette.

»Haben wir noch Zeit für einen Drink?« fragte sie.

Sheila schaute auf die Uhr. »Immer.«

Shao gab die Tür frei. Sheila Conolly schritt durch die Diele und nahm in dem gemütlich eingerichteten Wohnraum Platz.

Die Chinesin war an der Hausbar stehengeblieben. »Was möchtest du denn trinken?«

»Wenn du hast, einen Tomatensaft.«

»Hab' ich.«

Sheila lachte. »Aber den Spezial.«

Jetzt lächelte auch Shao. »Du bekommst ihn.« Das Rezept hatte sie aus ihrer Heimat mitgebracht. Ein Longdrinkglas wurde über die Hälfte mit ganz normalem Tomatensaft gefüllt, und dann verrührte Shao einige Gewürze, die es in sich hatten. Welche das waren, sagte sie nicht. Da blieb sie stumm wie ein Grab. Zum Schluß tunkte sie noch zwei Strohhalme in die rote Flüssigkeit.

Mit den beschlagenen Gläsern auf dem Tablett kehrte sie zu Sheila Conolly zurück. Bills Frau bedankte sich, nahm ein Glas und trank einen Schluck.

»Hoho«, stöhnte sie. »Gut wie immer und ungeheuer scharf.«

Shao freute sich, daß es Sheila schmeckte.

Sie plauderten noch eine Viertelstunde, dann waren die Gläser leer, und Sheila stand auf. »Wir müssen«, sagte sie mit einem Blick auf die Uhr.

»Augenblick, ich hole nur noch meinen Mantel.« Shao brachte ihn aus dem Schlafzimmer mit.

Wenig später saßen sie in Sheilas Porsche. Während der Fahrt unterhielten sie sich über ihre Männer.

»Wie ich hörte, sind Suko und John wieder einem brandheißen Fall auf der Spur«, bemerkte Sheila.

Shao nickte.

»Daß du das alles so aushältst. Mir würde das schrecklich an die Nerven gehen.«

Die Chinesin hob die Schultern. »Was soll ich machen, Sheila? Das habe ich alles vorher gewußt. Suko hat mich genau über seinen Beruf aufgeklärt, bevor er mich mit nach Europa nahm.«

»Und dir gefällt es hier?«

»Ja.«

Es entstand eine kleine Gesprächspause, da Sheila sich auf den Verkehr konzentrieren mußte. Shao saß neben ihr und schaute auf ihre langen Finger.

Eine Ampel zeigte Rot, und Sheila mußte halten. »Also mich würde das fertigmachen, wenn ich meinen Bill andauernd in Lebensgefahr wüßte. Es reicht, daß er hin und wieder mitmischt. Auch heute hatte er wieder glänzende Augen, als er hörte, daß John und Suko unterwegs sind. Zum Glück ist da der Kleine, für den Bill nun die Verantwortung tragen muß.«

»Ich habe mich eigentlich damit abgefunden«, entgegnete Shao.

»Gut, wenn man das kann.« Sheila fuhr wieder an.

Das Hotel, in dem die Modenschau stattfinden sollte, lag in der Nähe des Trafalgar Square, einem der verkehrsreichsten Orte überhaupt innerhalb Londons. Um diese frühe Abendzeit, dazu noch bei trübem, regnerischem Wetter, war es die reinste Horrorfahrt. An der National Gallery steckten Sheila und Shao endgültig fest. Man konnte von diesem Punkt aus quasi zum Hotel hinspucken, und dennoch dauerte es eine halbe Stunde, bis Sheila Conolly ihren Wagen in die Einfahrt zur Tiefgarage lenken könnte.

Parkplätze waren in dieser Gegend ebenso begehrt wie Kühlschränke und Klimaanlagen am Äquator. Sheila wurde von einem uniformierten Menschen auch erst durchgelassen, als sie ihre Eintrittskarte vorwies.

Dann öffnete sich das Tor.

Danach hatte Sheila Conolly Glück, daß sie nicht weit vom Eingang entfernt eine leere Parkbox fand.

Ziemlich geschafft stieg sie aus.

»Jetzt hätte ich noch einen Tomatensaft Spezial mitnehmen sollen«, meinte Shao.

Sheila lachte. »Ja, der wäre gut.« Sie schloß den Wagen ab. »Aber trotzdem nehmen wir uns einen Drink.« In der Tiefgarage wiesen Pfeile auf die Fahrstühle hin.

Mit dem erstbesten fuhren Shao und Sheila hoch in die Hotelhalle.

Dort herrschte ziemlich viel Betrieb. Als die Fahrstuhltüren auseinanderfuhren und die beiden unterschiedlichen, aber bildhübschen Frauen den Lift verließen, vergaßen so manche Männer ihre Begleiterinnen und schauten nur noch Sheila und Shao an.

Bills Frau lächelte. »Vor den Mannequins brauchen wir uns auch nicht als Hausfrauen zu verstecken.«

Shao nickte. Ihr gefiel das alles sehr. Vor allen Dingen die Schau, die gemacht wurde. Man spürte in diesem Foyer das internationale Flair. Einkäufer großer Modehäuser waren ebenso vertreten wie Fotografen und Reporter.

In einer grell geschminkten fast siebzigjährigen Frau erkannte Sheila die Klatschtante einer großen Frauenzeitschrift. Sie wurde von zwei Reportern bedrängt, und ihre schrille Stimme übertönte selbst das Gemurmel der anderen Anwesenden.

Sheila hatte sie mal auf einer Party kennengelernt und wollte ihr nicht unbedingt in die Arme laufen. Deshalb zupfte sie Shao am Ärmel und zog sich mit ihr zurück.

»Wir müssen in den ersten Stock.«

Doch ein Mann im schwarzen Smoking hielt sie auf. »Gestatten Sie, meine Damen, daß ich Sie auf Kosten des Hauses zu einem Glas Champagner einlade. Mein Name ist Gil Hanson. Ich bin der leitende Direktor des Hotels.«

»Und der Frauenheld vom Dienst, wie?« fragte Sheila, der der Blick des Mannes nicht gefiel. »Nein, danke, Sir, wir verzichten gern.«

»Schade. Sie haben etwas versäumt.«

»Vielleicht. Eine andere Frage, Mr. Hanson. Ist oben schon geöffnet?«

Der Direktor schob seine Manschette zur Seite und schaute auf die Uhr. »In drei Minuten.«

»Danke, das reicht.«

Nebeneinander schritten Sheila und Shao die Stufen hoch von den Blicken des Direktors verfolgt.

Vor der Saaltür hatten sich schon einige Gäste versammelt. Ober verteilten Sekt.

Shao und Sheila nahmen sich jeweils ein Glas von einem Tablett. Die Unterhaltungen der Leute drehten sich fast nur um die Mode, und als die Tür endlich geöffnet wurde, war die Erleichterung groß.

Sheila und Shao betraten als eine der ersten den Saal, nachdem sie ihre leeren Gläser abgestellt hatten.

Der Raum war festlich geschmückt. Bunte Sommerblumen eingeflogen aus Italien verströmten einen köstlichen Duft.

Der Teppich auf dem Laufsteg leuchtete hellrot. Der Vorhang zur Bühne war noch geschlossen.

Ein Page fragte nach den Karten.

Sheila zeigte sie vor, und der junge Mann wies ihnen ihre Plätze an.

Sie saßen in der ersten Reihe, dicht am Laufsteg und etwa in der Mitte zwischen Bühne und Ende des Stegs.

Die Sessel waren bequem, und die Beinfreiheit konnte man ebenfalls als ausreichend bezeichnen.

Die beiden Frauen setzten sich.

Nach und nach füllte sich der Saal. Die Leute machten eine Schau, daß es einem fast den Atem verschlug. Jeder hielt sich für ungeheuer wichtig, und lauschte man den Gesprächen nach, so konnte man den Eindruck gewinnen, die Mode wäre die wichtigste Sache auf der Welt überhaupt, viel wichtiger als Umweltschutz oder Energieversorgung.

Sheila und Shao schwiegen. Sie beobachteten nur.

Neben Sheila setzte sich ein älterer Mann im violetten Smoking. Der Knabe hielt sich aufrecht wie ein Ladestock, aber er legte dabei ein geziertes weibisches Benehmen an den Tag.

Neben Shao nahm eine stark geschminkte Lady Platz, die sofort damit begann, in einem Katalog zu blättern und sich einige Notizen zu machen. Das war ein Profi.

Dann wurden die Türen geschlossen.

Sheila bemerkte es aus den Augenwinkeln. Sie nickte ihrer chinesischen Begleiterin zu. »Achtung«, flüsterte sie, »es geht gleich los.«

Sheila behielt recht.

Lautlos fuhren die beiden Vorhanghälften auseinander, und umtost von einem Beifallssturm erschien der Conferencier, um die Modenschau mit wohlmeinenden Worten zu eröffnen.

Niemand ahnte, daß aus dieser Schau ein Horrorfest werden sollte…

***

Ich hatte das Gefühl, ein eiskaltes Messer würde mein Herz in der Mitte durchschneiden.

Meine vier Spiegelbilder wollten mich töten.

Teufelswerk!

Zum Glück reagierten sie nicht so schnell wie ich, das Original. Deshalb griff ich nach dem letzten Rettungsstrohhalm, der mir überhaupt blieb.

Ich ließ mich fallen. So hastig und so schnell, als hätte mir jemand die Beine weggezogen.

Und dann reagierte ich wie ein Kastenteufel.

Ich zog die Beretta, feuerte einmal, zweimal, dreimal und auch ein viertes Mal.

Ich war schnell, bewegte mich dabei auf der Stelle und wurde vom Krachen meiner eigenen Waffe taub.

In das Peitschen der Schüsse mischte sich das Splittern von Glas. Scherben regneten auf mich nieder. Ich hörte Schreie, sah im letzten

Spiegel noch einmal eine Bewegung und drückte abermals ab.

Es war die letzte Kugel.

Ich stand auf.

Scherben rieselten von meinen Schultern, vermischt mit haarfeinen Splittern. Ich blutete aus einigen kleinen Wunden im Gesicht, was jedoch nicht weiter tragisch war.

Unter meinen Füßen knirschte es. Automatisch lud ich meine Pistole nach. Ein Ersatzmagazin trug ich immer bei mir.

Dann schaute ich mich um.

Die Kugeln hatten nicht nur den Irrgarten zerstört, sondern auch meine dämonischen Ebenbilder.

Ich merkte plötzlich, wie mich ein Schwindelanfall überfiel, als ich darüber nachdachte, wer dort vor meinen Füßen lag.

Vier Gestalten, die so aussahen wie ich.

Ich hatte mich selbst getötet! Unsinn, denn ich lebte ja noch. Trotzdem, es ist wirklich nicht jedermanns Sache, auf seine sterbenden Ebenbilder zu schauen. Mir wurde die Luft knapp.

Das geweihte Silber hatte seinen Zweck erfüllt. Die nachgebildeten Gestalten vergingen. Sie lösten sich als stinkende Rauchwolken auf und trieben in die Höhe.

Ich schüttelte mich noch einmal und verließ die unmittelbare Umgebung. Dabei merkte ich, wie sehr meine Hände zitterten. Die letzten Sekunden hatten ungeheuer an meinen Nerven gezerrt.

Siedendheiß fiel mir Suko ein.

»Suko!« Ich rief seinen Namen, doch mein Partner meldete sich nicht. Angst kroch in mir hoch. War Suko ebenfalls in eine magische Falle gelaufen?

Ich blieb stehen und drehte mich dabei auf der Stelle. Schußbereit hielt ich die Beretta in der rechten Hand.

Grünes, glosendes Dämmerlicht umgab mich. Feste Umrisse waren nicht zu erkennen. Alles verschwamm in einem düsteren Graugrün.

»Suko!« Wieder rief ich den Namen des Freundes. Meine Stimme zitterte, so nervös war ich.

Da sah ich ihn.

Er schälte sich aus dem unwirklichen Dämmerlicht. Aber er war nicht mehr der gleiche.

Seine Gestalt schwankte, als würde Suko jeden Moment fallen und liegenbleiben.

»Suko! Himmel, was ich…« Ich lief auf den Chinesen zu.

Nach zwei Schritten blieb ich wie vor eine Wand gelaufen stehen. Meine Augen wurden groß. Unbegreifen stahl sich in mein Gesicht. Was ich sah, durfte nicht sein konnte einfach nicht sein. In Sukos Stirn steckte eine Axt!

***

Mein Partner nahm den direkten Kurs auf mich. Er taumelte mir entgegen, bewegte dabei seine Arme wie ein Seiltänzer, der die Balance halten will.

Und dann führ seine rechte Hand urplötzlich hoch, packte den Stiel der Axt und riß sich die Waffe aus der Stirn.

Den Bruchteil einer Sekunde später schleuderte er die Axt auf mich zu.

Ich stand noch zu sehr unter dem Schock des eben Erlebten, als daß ich richtig reagieren könnte. Die Waffe hätte mich unweigerlich getroffen, doch da war plötzlich die Hand auf meiner Schulter. Kräftige Finger griffen zu und schleuderten mich herum.

Ich fiel zu Boden, hörte über mir zwei Schüsse und einen wilden Schrei.

Danach einen Fall.

Dann die Stimme. »Alles klar, John, du kannst aufstehen!«

Das war Suko, der die Worte gesprochen hatte. Ich drehte den Kopf und sah den Chinesen neben mir stehen. Er bückte sich, streckte seinen Arm aus, und ich ergriff die Hand.

Suko zog mich hoch.

»Und du bist es wirklich?« fragte ich flüsternd.

»Ja. Warum nicht?«

Ich atmete tief ein. »Du hast recht. Warum eigentlich nicht.« Und plötzlich mußte ich lachen. Es war ein wildes, unkontrolliertes Gelächter, in dem meine gesamte Nervenanspannung ihre Auflösung fand. Ich schüttelte dabei den Kopf und schlug mir auf die Schenkel, so lange, bis Suko mich anbrüllte.

»Komm zu dir, John!«

»Okay, okay.« Ich holte tief Luft.

Suko schlug mir auf die Schulter. »Hast du dich wieder gefangen?«

»Einigermaßen.« Ich schaute Suko an. »Was war eigentlich?«

Er hob die Schultern. »Ich hatte eine Lücke in diesem verdammten Spiegelirrgarten entdeckt, bin hindurchgegangen und dachte, du würdest mir folgen. Dann hörte ich die Schüsse. Natürlich lief ich zurück, sah plötzlich mich selbst«, er grinste mager, »das andere weißt du ja selbst.«

»Ja.« Ich nickte und berichtete, was mir widerfahren war.

»Dieser Ernesto Tse ist noch gefährlicher, als ich dachte«, murmelte mein chinesischer Partner. »Ich glaube, wir haben ihn unterschätzt.«

»Jetzt nicht mehr«, versprach ich grimmig.

»Wohin?«

»Den Ausgang suchen, ist doch klar.«

Wir gingen wieder los. Nach wie vor spürten wir unter unseren Füßen den weichen, nachgiebigen Boden. Wir rechneten jeden Augenblick damit, abermals überfallen zu werden, doch in den

nächsten Minuten griff uns niemand an.
Alles blieb ruhig.
Hatte Tse aufgegeben?
Wir glaubten es beide nicht.
Nach weiteren fünf Minuten Marsch erreichten wir das Ende des makabren Kellers.
Vor einer Tür blieben wir stehen.
»Geschafft?« stöhnte Suko, doch er kleidete das eine Wort in eine Frage.
Ich hob die Schultern.
Die Tür sah völlig normal aus, hatte sogar eine eiserne Klinke. Ich legte meine Hand darauf und drückte sie nach unten.
Die Tür war nicht verschlossen.
Langsam zog ich sie auf.
Die weiteren Ereignisse trafen uns völlig unvorbereitet. Ein ungeheurer Sog aus dem Innern des Raumes hinter der Tür riß mich nach vorn und somit in den Raum hinein.
Ich schrie auf, als mich die Hitze wie der Gluthauch aus der Hölle traf, konnte mich nicht mehr auf den Beinen halten und fiel zu Boden. Etwas streifte glühendheiß meinen Schädel, Ich zuckte zusammen und wälzte mich mühsam auf den Rücken.
Da sah ich den Zwerg.
Doch er war nicht allein. Zwei Hände hielten ihn fest. Sie ragten aus dem Bild, vor dem er stand. Und das Gemälde zeigte keine Geringere als Asmodina…

***

Der Ansager hatte seine Rede beendet. Mit wohlfeinen Worten pries er die Vorzüge der neuen Modelle an und vergaß auch nicht, die Mannequins zu erwähnen.
Beifall brandete auf.
Der Conferencier hob beide Hände. Langsam verebbte das Klatschen. »Und nun, meine Damen und Herren, möchte ich Ihnen die Person vorstellen, die es uns ermöglicht hat, die neue Mode Ihnen allen zu präsentieren. Bühne frei für Serena Kyle!«
Der Vorhang schwang auseinander.
Allerdings nur zur Hälfte, damit die schwarzhaarige Frau Platz genug hatte, an den Rand zu treten.
Serena Kyle!
Beifallssturm.
Auch Sheila und Shao klatschten, jedoch nur drei Takte, denn plötzlich schienen Sheila Conollys Gesichtszüge regelrecht einzufrieren.
Sie schaute sich die Frau genauer an.

Serena Kyle war schön, daran gab es keinen Zweifel. Sie trug ein langes weißes Kleid, das von Spaghettiträgern gehalten wurde. Lockig umrahmte das Haar ihr bleiches Gesicht. Ein wenig Rouge zeigte es nur an den Wangen, dafür war der Mund etwas zu kräftig geschminkt. Als sie sich verbeugte, klaffte der Ausschnitt etwas weiter vor, und Sheila sah die Ansätze der vollen, festen Brüste.

Doch das alles nahm sie nur am Rande wahr. Die Äußerlichkeiten interessierten sie nicht besonders. Es war der Name, der sie förmlich elektrisiert hatte.

Den kannte sie.

Bill hatte ihn erwähnt. Es lag nicht einmal ein halbes Jahr zurück, da hatte er zusammen mit John Sinclair und Suko gegen die Teufelssekte gekämpft, deren Anführerin Serena Kyle gewesen war. Sheila wußte auch, daß sie einer schrecklichen Dämonenfürstin diente, die sich Asmodina nannte.

Die Kyle hatten John und Bill nicht fangen können. Sie verschwand plötzlich spurlos.

Doch jetzt stand sie hier.

Auf der Bühne. Als Leiterin einer Mannequintruppe.

Sheilas Herzschlag beschleunigte sich. Auch Shao merkte, daß mit ihr etwas nicht stimmte. Sie stieß Sheila an.

»Was ist los?«

Sheila rückte etwas zu Shao auf. »Kennst du diese Frau denn nicht? Das ist die Serena Kyle, die John und Suko lange suchten. Sie hat damals die Teufelssekte geführt. Denk daran.«

Shao runzelte die Stirn. »Ja«, sagte sie bedächtig. »Ich glaube, Suko hat mir davon berichtet. Aber was will sie hier? Ich kann mir nicht vorstellen, daß sie als Leiterin einer Mannequintruppe durch die Lande zieht.«

»Denk doch mal an die Parallelen«, erwiderte Sheila Conolly. »Damals hatte sie Frauen um sich versammelt, heute tut sie das wieder. Sie brauchte eben Zeit, um einen neuen Plan auszuklügeln. Außerdem, hast du schon mal etwas von ihr in der Modebranche gehört?«

»Nein, aber ich kenne mich da nicht so aus.«

»Sie ist es«, behauptete Sheila. »Es gibt keinen Zweifel. Und sie sieht so aus, wie Bill sie mir beschrieben hat. Mein Gott, was machen wir denn jetzt?«

»Sitzenbleiben, noch ist nichts geschehen. Vielleicht ist alles ganz harmlos.«

»Du hast Nerven.«

Der Ansager übergab Serena das Mikro. »Wenn Sie ein paar Worte sprechen wollen, Miß Kyle…«

»Ja, danke.«

Serena Kyle redete tatsächlich, aber ihre Worte gingen nicht über allgemeine Höflichkeitsfloskeln hinaus. Nach zwei Minuten war die Ansprache schon beendet.

Zum Schluß sagte sie: »Freuen Sie sich auf unsere neue Kollektion und auch auf die Überraschungen, die wir Ihnen zu bieten haben, Ladies und Gentlemen.«

»Auf die ganz besonders«, flüsterte Sheila.

Wieder wurde geklatscht, Serena Kyle verbeugte sich zweimal und verschwand dann.

Dafür erschien der Conferencier wieder. Strahlend, lächelnd, ein Mann, den nichts erschüttern konnte.

»Ladies und Gentlemen!« rief er. »Es ist lange genug geredet worden, und deshalb sind Sie ja auch nicht hergekommen. Ich sage: genug der Worte, und Bühne frei für unsere eigentlichen Stars!«

Der Ansager trat ab, der Vorhang glitt auseinander. Musik erklang wie auf ein Stichwort hin, und das erste Mannequin schwebte auf den Laufsteg.

Schweben war wirklich nicht zuviel gesagt. Sie trug ein duftiges Frühlingskleid, hatte ihr rotes Haar zu einem Pferdeschwanz gebunden, zeigte das übliche strahlende Lächeln und zog die Blicke der Zuschauer wie magisch an, während der Sprecher seine Kommentare zu den von dem Mädchen getragenen Kleid gab.

Das Girl erreichte das Ende des Laufstegs, machte dort kehrt und ging wieder zurück.

Sheila sah nur das rothaarige Mannequin. Bills Frau rechnete damit, daß mit dem Mädchen irgend etwas war, daß auf dem Laufsteg kein Mensch mehr ging, sondern eine Marionette. Doch davon war nichts zu merken.

Besonders hatten es Sheila die Augen des Girls angetan. In ihnen war oft zu erkennen, ob ein Mensch unter dem Einfluß des Bösen stand oder nicht.

Doch auch in den Blicken des Girls entdeckte Sheila Conolly keinen Anhaltspunkt für ihre Vermutung.

Das zweite Mädchen erschien nachdem das erste abgetreten war.

Diesmal war es ein schwarzhaariges Mannequin, das den Laufsteg betrat und ein Hemdblusenkleid vorführte. Das Girl wußte sich ebenso zu bewegen wie ihre Vorgängerin, und auch seinen Auftritt begleitete der Conferencier mit wohlgemeinten Worten.

Shao brachte ihre Lippen dicht an Sheilas Ohr. »Sollen wir nicht die Polizei alarmieren?« fragte sie.

»Weshalb?« Sheila drehte den Kopf. »Wir haben doch keine Beweise, und auf meinen Verdacht hin würde man mich nur auslachen. Nein, das ist nicht drin.«

»Aber was soll geschehen?«

»Wir müssen die Modenschau abwarten«, erwiderte Sheila.
»Wenn es dann nur nicht zu spät ist.«
»Das wollen wir nicht hoffen.«
Die Mädchen gaben ihr Bestes. Das mußte auch Sheila neidlos eingestehen, denn sie hatte schon zahlreiche Modeschauen gesehen. Als darin die Bademoden vorgeführt wurden, bekamen manche Männer glänzende Augen. Was da an Bikinis und superknappen Badeanzügen gezeigt wurde, war schon Klasse, und jedes Teil schmiegte sich um die fast perfekten Körper der Mannequins.
Der Conferencier kündigte das Ende der Modenschau an, und inmitten eines wahren Beinfallsorkans betraten die neun Mannequins nebst ihrer Chefin noch einmal den Laufsteg.
Sheila Conolly und Shao konnten sich nicht entschließen, zu klatschen. Beide ahnten sie, daß die Modenschau noch nicht vorbei war.
Minutenlang dauerte der Beifall, und er ebbte nur langsam ab.
Dann übernahm der Conferencier wieder das Wort. »Und nun, Ladies und Gentlemen, möchte ich doch nicht versäumen, Ihnen diese bezaubernden Damen namentlich vorzustellen. Es sind dies…« Er begann die einzelnen Namen aufzuzählen und fügte zum Schluß hinzu: »Miß Serena Kyle, die Chefin der Truppe, kennen Sie bereits. Trotzdem möchte ich es nicht versäumen, ihr meinen ganz persönlichen Dank abzustatten.«
Wieder wurde geklatscht.
Serena Kyle jedoch reagierte diesmal anders als vor Beginn der Modenschau. Sie trat zwar einen Schritt vor, bis dicht an den Beginn des Laufsteges, doch als sie den Blick hob, um auf die Zuschauer zu schauen, hatten ihre Augen eine blutrote Färbung angenommen.
Der Horror konnte beginnen!

***

Mir schlug wirklich der Gluthauch der Hölle entgegen. Und ich war hineingezogen worden in einen Kessel aus Grauen, Panik und Entsetzen. Gräßliche Schreie drangen an meine Ohren. Der Zwerg hatte sie ausgestoßen, jener Ernesto Tse, der vor dem Bild stand, von Asmodina gepackt worden war und: durchgeschüttelt wurde.
Sie sah grauenhaft aus.
Wie Feuer umloderte das Haar ihren Kopf, und aus der Stirn wuchsen die beiden Hörner. Die Hände waren lang, die Finger spitz, und sie drückten erbarmungslos in das Fleisch der Schulter.
Ich wollte mich aufrappeln und dem Zwerg zu Hilfe eilen, doch der heiße Sturm warf mich wieder zurück. Er fauchte aus dem Bild, so daß ich das Gefühl haben mußte, dort den Eingang zur Hölle zu sehen.

Mein Haut schien in Flammen zu stehen und sich langsam vom Gesicht zu lösen. Ich war wie gelähmt, fühlte aber gleichzeitig die Macht des geweihten Kreuzes, das auf meiner Brust lag.

Dieses Kreuz, vor langer Zeit geschaffen und mit den Insignien der vier Haupterzengel versehen, bäumte sich förmlich gegen die Macht des Bösen auf.

Gleichzeitig versuchte ich meine Gedanken zu konzentrieren, sie so einzusetzen, damit die Kraft des silbernen Kreuzes noch intensiviert wurde.

Ich schaffte es.

Langsam, unendlich langsam konnte ich meine Arme heben, tastete mit den Fingern an den Knöpfen des Hemdes herum und löste sie.

Jetzt lag das Kreuz frei.

Gut und Böse prallten aufeinander. Ein Kampf der Urwelten spielte sich auf einmal in diesem Raum ab.

Wer würde siegen?

Die vier Ecken meines Kruzifixes strahlten hell auf. Michael, Raphael, Gabriel und Uriel hatten nicht umsonst ihre heiligen Kräfte in diesem Kreuz vereinigt. An den abgerundeten Ecken begann das Kreuz zu leuchten, gab lautlos Lichtexplosionen ab, die zu langen silbernen Strahlen wurden und sich genau auf einen Punkt konzentrierten.

Auf das Bild!

Wie Lanzen stachen sie hinein. In ein Ziel, das die Hölle selbst erschaffen hatte. Und zum erstenmal bekam die noch geschwächte Tochter des Teufels die Macht des Guten direkt zu spüren.

Die Strahlen bohrten sich in ihren Hals.

Und während ich noch hilflos am Boden lag, wurde das Bild der Asmodina förmlich auseinandergefetzt. Es riß in der Mitte durch, teilte den Schädel in zwei Hälften, und über die gezackten Ränder tanzten plötzlich kleine, helle Flämmchen.

Rasend schnell breiteten sie sich aus, erfaßten das ganze Bild, und die Leinwand brannte wie Zunder.

Die Arme waren verschwunden, die Hände hatten sich vom Hals des Zwergs gelöst.

Ernesto Tse lag am Boden.

Genau vor dem Bild, von dem nur noch der metallene Rahmen übriggeblieben war.

Das andere existierte nicht mehr.

Asmodinas Bildnis war zerstört!

Aber sie selbst hatte überlebt. Davon war ich mehr denn je überzeugt. Ich konnte wieder aufstehen. Die Leuchtkraft des Kreuzes nahm ab; das Silber wurde auch wieder kälter.

Alles war normal.

Da flog die Tür auf, und Suko stürmte in den Raum. Es gab sogar

Licht hier unten.
Ich knipste es an.
Suko sah mir ins Gesicht. »Was war denn hier los?« fragte er mit krächzender Stimme.
Ich senkte den Blick, schaute auf mein Kreuz und hob die Schultern. »Genau kann ich dir dies auch nicht sagen«, erwiderte ich, »aber ich habe Asmodina gesehen.«
»Wie?«
Ich deutete auf den Rahmen. »Dort in diesem Rahmen hat ein Bild von ihr gehangen. Jetzt ist es durch mein Kreuz zerstört worden.« Ich merkte, daß ich noch immer die Beretta in der Hand hielt, und steckte sie weg.
»Und er?« fragte Suko und zeigte auf Tse.
»Mal sehen.«
Wir schritten zu ihm. Ernesto Tse, der Mann, der sich mit Asmodina verbündet hatte, war bewußtlos. Ich fühlte nach seinem Herzschlag. Er ging zwar schwach, aber Tse würde es überleben. So glaubte ich.
Suko durchsuchte inzwischen den Raum.
Er war völlig leer, bis eben auf dieses Bild.
»Das verstehe ich alles nicht«, sagte mein Partner. »Was hat dies denn nun mit den Tigerfrauen zu tun?«
Ich hob die Schultern. »Warten wir, bis Tse wieder bei Bewußtsein ist. Er wird uns mehr sagen können.«
»Wenn er den Mund aufmacht. Ich kenne schließlich meine Landsleute.«
»Ihm bleibt nichts anderes übrig, als zu reden«, erwiderte ich und ging zur Tür.
»Wo willst du hin?« fragte Suko.
»Noch einmal in den Keller schauen. Sag mal, warum bist du vorhin nicht gekommen.«
»Es ging nicht, ich kam gegen die Kraft nicht an. Sie hat dich hineingezogen, bewirkte bei mir jedoch das glatte Gegenteil. Wahrscheinlich wollte sie nur dich.«
»Ja, so könnte es gewesen sein.«
Das grünliche Leuchten lag noch immer über dem gesamten unterirdischen Gewölbe. Ich ging ein paar Schritte vor und sah die Wachsfiguren sowie die Scherben der Spiegel auf dem Boden liegen, aber Angreifer oder Feinde fanden wir nicht vor.
Ich ging wieder zurück.
»Nun?« Suko sah mich gespannt an.
»Nichts mehr. Die Magie ist wohl gelöscht worden. Mit Asmodinas Verschwinden. Das ging ziemlich schnell. Ich bin nur froh, daß sie noch nicht ihre gesamte Kraft gewonnen hat. Glaub mir.«
Mit der nächsten Erklärung überraschte mich mein Partner. »Es gibt

übrigens einen zweiten Ausgang aus diesem Kellerraum«, erklärte er.

»Wo?«

»Komm mit.«

Wir gingen zur gegenüberliegenden Wand, wo Sukos scharfe Augen eine Tür entdeckt hatten, die sich fugenlos in das Mauerwerk einschloß. In Oberschenkelhöhe befand sich sogar ein winziges Schloß, mit bloßem Auge kaum zu erkennen.

»Den Schlüssel wird Tse haben«, murmelte ich.

Als wäre es das Stichwort gewesen, kam der Halbchinese wieder zu sich.

Sofort waren wir bei ihm.

Er erkannte uns, und sein Gesicht verzog sich zu einer Fratze aus Haß und Wut.

»Es ist aus, Tse«, sagte ich, »aus und vorbei!«

»Fahr zur Hölle, Sinclair!« giftete er mich an.

»Nein, nach dir!« Ich streckte den Arm aus. »Schau, wo sie geblieben ist!« sagte ich kalt. »Weg, verschwunden. Sie wird dir nicht mehr helfen können, aber du kannst dir helfen, indem du redest, Tse. Es ist deine einzige Chance. Los, mach deinen Mund auf…«

***

Irgendwie wollten die beiden Frauen nicht in das elegante Hotel passen. Aber sie besaßen Eintrittskarten und wurden ungehindert durchgelassen.

Ihr Ziel war die erste Etage, genau dort, wo die Modenschau stattfand.

Betty und Francine Hobart nahmen den Lift. Sie sprachen kein Wort miteinander. Es war auch nicht nötig, denn jede von ihnen wußte genau, was sie zu tun hatte.

Der Lift stoppte.

Die beiden Frauen stiegen aus.

Kein Muskel regte sich in ihren Gesichtern, als sie auf die Doppeltür zuschritten, hinter der die Modenschau stattfand.

Die beiden vor der Tür stehenden Pagen wären überrascht, als sie die Schwestern sahen.

Einer fragte: »Wohin möchten Sie?« Er erhielt eine Antwort, aber anders, als er sie sich vorgestellt hatte. Betty zog eine schwere Pistole aus der Tasche und schlug mit dem Lauf zu.

Der Page brach zusammen.

Den zweiten nahm sich Francine vor. Auch sie hämmerte ihm den Waffenlauf gegen den Kopf.

Lautlos sackte der junge Mann zu Boden.

Die Schwestern nickten sich zu. Ein kurzer Uhrenvergleich, ein Lächeln es war fast soweit.

Im selben Augenblick hörten sie hinter der Tür die Schreie.

Das Zeichen.

Die Schwestern rissen die Doppeltüren auf und sprangen mit schußbereiten Waffen in den dahinterliegenden Raum.

Ihren Augen bot sich ein Bild des Schreckens.

***

Sheila Conolly sprang auf. Sie hatte das Gefühl, als würde Serena Kyle nur allein sie anstarren.

Mit ihren glühenden Augen.

Ja, sie war ein Dämon. Wenn es noch einen letzten Zweifel gegeben hatte, dann war dieser jetzt beseitigt.

Shao blieb noch sitzen, doch die meisten Gäste waren von ihren Sitzen hochgesprungen. Ratlos und manche auch ängstlich schauten sie Serena Kyle an.

Der Conferencier glaubte, eingreifen zu müssen. Er schritt hastig auf Serena zu. Noch immer lächelte er, obwohl er auch nicht begriff, wieso es möglich war, daß sich die Mädchen und auch die Kyle von einer Sekunde zur anderen so veränderten.

Die Mannequins standen steif wie Ladestöcke auf der Bühne. Ihre Gesichter hatten sich bereits verändert und jenen katzenhaften Ausdruck angenommen, der für die Raubtiere so typisch ist.

»Bitte, Miß Kyle«, rief der Ansager, »was soll das denn? Ich meine…«

Weiter kam er nicht, denn die Kyle packte zu. Plötzlich stieß sie ihre gespreizte rechte Hand in das Gesicht des Mannes. Der Ansager wurde zurückgeschoben, und als Serena ihre Hand wieder wegnahm, krümmte sie die Finger.

Fünf rote Spuren blieben zurück.

Als hätte eine Tatze zugeschlagen…

Ein Schrei.

Spitz und gellend stach er gegen die Decke des Raumes. Eine ältliche Lady hatte ihn ausgestoßen, bevor sie in Ohnmacht fiel.

Die Frau hatte zuerst gesehen, was mit den Mädchen geschehen war.

Sie verwandelten sich.

Aus schönen Frauen wurden Raubkatzen!

Plötzlich begann auf ihrer Haut das gestreifte Tigerfell zu wachsen. Der Kopf veränderte sich ebenfalls. Er wurde größer, die Augen schräger und der Mund zu einem fauchenden Maul.

Noch standen die Mädchen auf ihren normalen Beinen, doch dann verwandelten sich auch die Arme in mörderische Tigerpranken. Das gleiche geschah mit den Beinen.

Kleiderstoff zerriß knirschend.

Die neun Mädchen fielen nach vorn.

Allesamt waren sie zu Raubkatzen geworden!

Bisher hatte keiner der Zuschauer eingegriffen. Es gab auch keine Panik oder Massenhysterie. Die Gäste der Modenschau waren zu geschockt, denn das, was sich vor ihren Augen abgespielt hatte, war einfach zu unglaubhaft, zu unmöglich, ja, unfaßbar.

Die Menschen standen vor ihren Sitzen, als wären sie gelähmt.

Auch Sheila und Shao griffen nicht ein. Das Entsetzen hatte ebenso auf sie übergegriffen wie auf die anderen Zuschauer dieser Modenschau.

Der Conferencier hockte auf der Bühne und hielt beide Hände gegen sein Gesicht gepreßt, wo sich die roten Spuren der Fingernägel befanden. Er war fertig.

Und Serena Kyle erlebte ihren Triumph.

Sie hatte sich als einzige nicht in eine Tigerin verwandelt. Bei ihr glühten nach wie vor die Augen wie zwei feurige Kreisel.

Dann hob sie den rechten Arm und schnippte mit den Fingern.

Das Zeichen für die ganz außen lauernde Bestie.

Sie stieß sich ab.

Plötzlich schwebte der gewaltige Katzenkörper durch die Luft, übersprang die ersten Reihen, um mitten im Pulk der Gäste zu einer Landung anzusetzen.

»Weg!« brüllte Sheila Conolly, und ihre Stimme überschlug sich dabei.

Zum Glück gehorchten die Menschen. Ein Mann riß seine Frau einfach zur Seite, fiel über einen Sitz und kippte nach hinten.

Jetzt reagierten auch die anderen Menschen.

Die Katze mitten im Sprung, streckte noch einmal ihren Körper, so daß das Spiel der Muskeln unter dem glänzenden Fell zu sehen war. Männer und Frauen rissen schützend die Arme hoch. Schreie gellten auf, doch die Katze hatte so viel Wucht und Kraft hinter ihren Sprung gelegt, daß sie hinter den Zuschauern landete.

Fauchend drehte sie sich dort um.

Dann sprang die nächste.

Als wäre dieser Sprung ein Zeichen für alle Zuschauer, warfen sie sich herum und rannten auf die Tür zu. Der Weg war noch frei, und jeder wollte als erster den Ausgang erreicht haben.

Keiner nahm mehr Rücksicht auf den anderen, so daß sich die Menschen gegenseitig anstießen und zur Seite drückten und überhaupt keiner mehr vorankam.

Da flog die Tür auf.

Zwei Frauen stürzten in den Raum.

Sie waren bewaffnet. Zwei schußbereite Pistolen lagen in ihren Händen. Sheila und Shao hatten sich an der allgemeinen Flucht nicht beteiligt, Sie sahen aber die älteren Frauen, und Sheila wurde bewußt, daß es ein Blutbad geben würde, wenn die Menschen nicht zur

Vernunft gelangten.
»Bleiben Sie stehen!« brüllte sie, doch ihre Worte gingen im allgemeinen Trubel unter.
Da peitschten die Schüsse.
Eiskalt hatten die beiden Frauen abgedrückt.
Männer hatten als erste die Tür erreicht. Sie wurden von den Kugeln getroffen und fielen zu Boden.
Einen hatte das Geschoß hoch oben am Arm erwischt, einem zweiten war die Kugel in die Brust gedrungen.
Die Schüsse wirkten wie ein Signal. Plötzlich blieben die übrigen Menschen stehen. Keiner wußte genau, was er tun sollte, aber die beiden verletzten Männer auf dem Boden waren ihnen Warnung genug.
Es wurde stiller.
Fast alle Katzen, bis auf drei, hatten die Bühne verlassen. Auf samtweichen Pfoten umrundeten sie die angsterfüllten Menschen, die immer mehr zusammengetrieben wurden, je enger die Raubkatzen die Kreise zogen.
Serena Kyle war zufrieden.
Sheila Conolly und Shao waren bei ihren Plätzen geblieben. In einem unbeobachteten Augenblick flüstert Sheila der Chinesin ins Ohr. »Gib dich nur nicht zu erkennen, sonst hat diese Serena Kyle ein wunderbares Druckmittel gegen Bill, John und Suko in der Hand.«
Shao nickte.
Es wurde immer ruhiger. Die Schwestern hatten sich links und rechts der Tür aufgebaut. Ihre Waffen hielten sie weiterhin schußbereit. Bei der geringsten verdächtigen Bewegung würden sie sofort schießen, daran bestand kein Zweifel und sie hatten es ja auch bewiesen.
Sheila Conolly fing sich trotz ihrer Angst als erste. Sie drehte sich halb herum und sprach Serena Kyle direkt an. »Was bezwecken Sie eigentlich damit?«
Die Kyle wandte den Kopf. Ihre roten Augen fixierten Sheila. Sie schien überrascht zu sein, daß eine Frau diese Frage überhaupt zu stellen wagte und nicht vor Angst in die Knie ging.
»Ich will euch«, erwiderte die Kyle.
»Und warum?«
Jetzt verzog sich ihr Mund zu einem hinterlistigen Lächeln. »Weil Asmodina Dienerinnen braucht deshalb. Ihr sollt ebenfalls zu Tigerinnen werden. Wertiger nennt man so etwas. Ihr habt die Ehre, eine Vorhut zu sein, denn wenn sie erscheint, will sie alles bereit wissen. Ihr werdet euer Leben normal weiterführen, und niemand wird wissen, was ich mit euch gemacht habe, aber zu gegebener Stunde und auf ein Zeichen von mir werdet ihr euer normales Leben mit dem eines Tigers tauschen. Habe ich mich klar genug

ausgedrückt?«
Sheila schüttelte den Kopf. »Nein!«
Die Kyle lachte. »Gut, dann werde ich ein Exempel statuieren.« Sie streckte ihren Arm aus, der einen Halbbogen beschrieb, und zeigte dann mit dem Finger auf eine Frau, die zwei Schritte neben Shao stand und ihre Fäuste krampfhaft gegen die Wangen gepreßt hielt.
»Ich?« fragte die Frau.
»Ja, du!«
Die Angesprochene schüttelte den Kopf. »Nein!« keuchte sie. »Nein, ich will nicht. Bitte…« Sie wollte sich abwenden, um wegzulaufen, doch Shaos Hand schoß vor und packte sie am Kleid. Mit einem Ruck zerrte die Chinesin die Frau zu sich heran.
»Es ist besser, wenn Sie keine Schwierigkeiten machen«, flüsterte sie, »denn noch leben Sie.«
Serena Kyle hatte die Worte gehört und lachte. »Sehr wohl, diese Chinesin hat recht. Wenn Sie sich sträuben, werden Sie erschossen, Gnädigste.« Die Stimme troff vor Hohn.
»O Gott, nein!« Die Frau brach weinend zusammen. Sheila und Shao fingen sie auf, während die anderen Gäste schreckensstarr zuschauten.
»Schafft sie auf die Bühne!« befahl die Kyle.
Es blieb den beiden Frauen nichts anderes übrig, als dieser Aufforderung Folge zu leisten.
Die Frau weinte noch immer und hielt ihre Hände gegen das Gesicht gepreßt.
Serena Kyle schlug sie nach unten. »Stell dich nicht so an, verdammt!« zischte sie.
Sheila Conolly ballte in ohnmächtiger Wut die Hände. Sie war kalkweiß geworden, ebenso wie Shao, deren Lippen nur noch einen dünnen Strich bildeten.
Plötzlich öffnete Serena Kyle den Mund. Alle schauten sie ihr zu, und jeder sah die beiden langen Reißzähne aus dem Oberkiefer ragen.
Serena Kyle war selbst ein Wertiger!
Nun war Sheila Conolly klar, wie ihnen der Keim des Bösen eingepflanzt werden sollte.
Durch beißen, auf Vampirart.
Die Kyle legte beide Hände auf die Schultern ihres Opfers. Heißer Raubtieratem schlug aus ihrem Maul und fauchte dem Opfer entgegen.
Die Frau verdrehte die Augen. Sie stand kurz vor einer Ohnmacht, während sich Serena Kyle über sie beugte.
Ihr Gebiß war gebleckt. Die beiden mörderischen Zähne näherten sich unablässig dem Hals der willenlosen Frau, die wie eine Puppe im Griff der Serena Kyle lag.
Nichts konnte die Frau noch vor dem Biß retten.
Da schrillte das Telefon.

Überlaut klang es in der lastenden Stille. Das Geräusch zerrte an den Nerven der Anwesenden.

Serena Kyle stoppte. Nur fingerbreit befanden sich die Zähne noch von der straffen Haut des Halses entfernt.

Sie biß nicht zu, stellte sich wieder normal hin und deutete auf Sheila.

»Nimm du ab!« sagte sie…

***

Ich zündete mir eine Zigarette an und ließ den Rauch langsam durch die Nasenlöcher ausströmen, wobei ich Ernesto Tse genau anschaute.

Der Halbchinese überlegte. Dabei glitten seine Blicke immer wieder zu dem Bild hinüber, das zuvor Asmodina gezeigt hatte und nun zerstört worden war.

»Auf ihre Hilfe kannst du nicht mehr rechnen!« sagte ich hart, obwohl das nicht ganz stimmte, denn die Tochter des Teufels würde sicherlich eine Möglichkeit finden, sich mit Ernesto Tse in Verbindung zu setzen.

Dann sprach der Halbchinese. Er hatte es sich überlegt. Seine Worte drangen erst stockend über die dünnen Lippen, danach jedoch immer flüssiger.

»Sie ist an mich herangetreten, weil sie wußte, daß sie die Macht im Viertel der Chinesen besaß«, erzählte er. »Sie versprach mir einen noch größeren Triumph, wenn ich mich auf ihre Seite stelle. Ich tat es, versteckte sie für einige Monate in meinem Haus, damit sie alles in die Wege leiten konnte, um mit Asmodina in Kontakt zu treten. Auch ich wurde ein überzeugter Anhänger dieser Dämonin. Durch das magische Bild bekam ich Kontakt zu ihr, und mit ihrer Hilfe wurde dieses Haus zu einem Hort der Schwarzen Magie. Serena Kyle sammelte inzwischen die Mädchen um sich. Durch Hypnose hat sie sich eine Mannequintruppe gefügig gemacht und sie durch einen Biß in Tigerinnen verwandelt. Die Mädchen warteten in dem von mir zur Verfügung gestellten Raum. Ihre Köpfe befanden sich in großen Kugeln. Ein schwarzmagisches Luftgemisch hielt sie am Leben. Ich wartete nur ab. Dann war es endlich soweit. Am gestrigen Tag kamen Sie und haben den Raum entdeckt. Ich wollte Sie ausschalten lassen, doch der Anschlag mißglückte. Sie waren uns auf der Spur, und Serena Kyle bekam es mit der Angst zu tun. Sie warnte mich, Sie stolperten in die Falle, und in meinem Panoptikum solltet ihr sterben. Aber auch das hat nicht geklappt, trotz der zahlreichen eingebauten magischen Tricks.«

Mir brannte die Zeit auf den Nägeln. Ich trat die Zigarette aus und fragte: »Was ist mit den Tigerfrauen? Wo befinden sie sich jetzt?«

Der Halbchinese lachte. »Sie schlagen bereits zu. Die Weichen sind

gestellt. Ihr werdet nichts, aber auch gar nichts mehr retten können.«
»Wo schlagen sie zu?« Ich ließ nicht locker.
»Ich habe euch doch schon gesagt, daß Serena Kyle eine Mannequintruppe leitet. Im Augenblick läuft die Modenschau in einem bestimmten Hotel hier in London.«
»Sag den Namen!« Suko schrie den Chinesen an, was mich zu einem erstaunten Blick veranlaßte.
Er sägte den Namen.
Suko wankte zurück.
»Was ist los?« fragte ich.
»Weißt du es denn nicht?« flüsterte mein Partner mit rauher Stimme. »Weißt du wirklich nicht, daß Sheila Conolly und Shao eben zu dieser Modenschau gegangen sind?«
Mir blieb fast das Herz stehen.
Das Lachen des Halbchinesen ließ mich herumfahren. Ja, er lachte, aber dann verzerrte sich sein Gesicht, wurde zu einer Grimasse der Qual. Ein letzter Atemzug, und es war aus mit Ernesto Tse.
Ich beugte mich über ihn.
Leichter Bittermandelgeruch schwebte über seinem halbgeöffneten Mund. Ernesto Tse hatte sich selbst gerichtet. Er mußte die Kapsel im Mund verborgen gehabt haben.
»Mach schnell!« forderte Suko. »Wir brauchen den Schlüssel!«
Mein Partner hatte große Angst um Shao. Seit sie einmal entführt und zu einer Zwergin gemacht worden war, zitterte er noch mehr um ihr Leben.
Verständlich, wie ich meine.
Ich fand den Schlüssel.
Und dann hielt uns nichts mehr hier unten.

***

Wir hetzten zu meinem Bentley. Im Haus hatte uns niemand mehr aufgehalten. Es präsentierte sich wie leergefegt. Vielleicht hatte sich auch der Tod des Mannes sehr schnell herumgesprochen.
Noch im Wagen telefonierte ich.
Zuerst rief ich Sir Powell an. Ich erreichte ihn, wie so oft, auch nach Feierabend in seinem Büro. Stichwortartig setzte ich meinem Chef den Fall auseinander.
»Und was wollen Sie tun?« fragte er mich.
»Ich habe noch keine Ahnung«, erwiderte ich ehrlich. »Ich befürchte jedoch, daß sich zahlreiche Geiseln, in diesem Fall sämtliche Besucher der Modenschau, in der Gewalt dieser Serena Kyle mit ihren Tigerfrauen befinden.«
»Also abwarten.«
»Ja«, sagte ich.

»Eine Meldung aus dem Hotel ist noch nicht gekommen«, berichtete der Superintendent. »Vielleicht ist dort noch nicht aufgefallen, was sich da ereignet hat.«
»Das ist möglich«, gab ich zu. »Trotzdem sollte man den Direktor informieren.«
»Das werde ich veranlassen«, erklärte Sir Powell. »Außerdem lasse ich den Komplex absperren.«
Ich war einverstanden und sagte Powell, daß ich mich wieder melden würde, sobald ich im Hotel eingetroffen war.
Suko saß neben mir wie auf heißen Kohlen. Seine Gesichtsmuskeln zuckten. Selten, daß ich so etwas bei ihm erlebt hatte. »Sollten wir nicht Bill Connolly informieren?« fragte er.
»Nein. Bill würde nur durchdrehen. Wir schaffen es auch ohne ihn.«
»Hoffentlich.«
Ich holte aus dem Wegen raus, was es gab. Selten waren die Reifen so strapaziert worden.
Als wir das nördliche Themseufer erreicht hatten, atmete Ich auf. Jetzt war es nicht mehr weit bis zum Hotel. Es lag am Trafalgar Square, nicht einmal mehr weit vom Yard Building entfernt.
Suko hörte den Polizeifunk ab und berichtete mir, was sich inzwischen tat.
»Sie sind dabei, das Hotel zu umstellen.«
Ich nickte zufrieden.
Dann blieben wir vor einer Ampel hängen. Sie zeigte Rot. Nervös trommelte ich mit meinen Finger auf dem Lenkradring herum. Endlich sprang die Ampel auf Grün.
Kuppeln – Gang – Gas.
Suko meldete »Der Ring ist geschlossen. Jetzt kommt keine Maus mehr unbemerkt durch.«
Das hoffte ich auch.
Sechs Minuten später sahen wir die Hotelfassade. Und auch die ersten Streifenwagen, sowie die Absperrung. Man hielt uns an. Ich streckte meine Hand nebst Ausweis durch das halbgeöffnete Fenster, und wir durften passieren.
Obwohl die Auffahrt ziemlich verstopft war, rangierte ich den Bentley durch die Wagenreihen. Dann standen wir günstig und stiegen aus. Ich mußte mich aus dem Wagen drehen.
Polizisten auch im Foyer. Und ein Direktor, der verzweifelt die Hände drehte und dabei an den guten Ruf seines Hotels dachte. Wir waren noch einmal kontrolliert worden, doch endlich konnte ich die Halle betreten mit Suko im Schlepptau.
Natürlich waren auch Reporter anwesend. Und Journalisten. Doch einige uniformierte Kollegen hatten sie nebst zahlreichen Hotelgästen in einen Winkel des Foyers abgedrängt. Trotzdem zuckten die

Blitzlichter auf uns nieder.

»Oberinspektor Sinclair, wo kommen Sie denn her?« rief einer der Reporter, der mich kannte.

Ich gab keine Antwort, sondern steuerte den Direktor an, der mit dem Einsatzleiter zusammenstand.

Den Mann, der sich für diese Aktion verantwortlich zeigte, kannte ich. Es war Commissioner Hartley, ein äußerst fähiger Beamter, der auch schon zur Bekämpfung von Terroristen eingesetzt worden war. Dabei sah Hartley eher aus wie ein Kleinbürger, der sein Haus und die Gartenzwerge liebt.

Er reichte mir bis zur Schulter, hatte ein rundes Gesicht und kaum noch Haare auf dem Kopf. Das allerdings sah man nicht, weil seine blaue Dienstmütze die Glatze verbarg.

Sein Händedruck war sehr fest und ließ etwas von der Energie ahnen, die in diesem Mann steckte.

»Ich freue mich, daß Sie da sind, Sinclair. Sir Powell hat mir bereits berichtet, daß Sie und Ihr Kollege hier mehr über den Fall wissen.«

»Da muß ich Sie enttäuschen, Sir, aber wir sind ebenso schlau wie Sie.«

Hartley kniff ein Auge zu. »Das glaube ich Ihnen nicht.«

»Wann räumen Sie denn endlich mein Hotel?« rief der Direktor nervös und rieb sich mit einem Taschentuch über die Stirn. »Es ist doch gar nicht sicher, daß dort oben nicht alles in Ordnung ist.« Er räusperte sich. »Ich könnte ja mal nachschauen.«

»Sie bleiben!« bestimmte Hartley.

Der Direktor schluckte. »Wie Sie wünschen.«

»Das ist übrigens Mr. Hanson.« Der Commissioner stellte mir den Hoteldirektor namentlich vor.

Auch ich murmelte meinen Namen.

Zwei Uniformierte betraten die Halle und traten auf uns zu. Die Männer machten Meldung. Demnach war der Ring dicht.

Suko wandte sich mit seiner Frage an den Hoteldirektor. »Gibt es eine Telefonverbindung zu dem Saal, in dem die Modenschau stattfindet?«

»Natürlich.«

Suko schaute mich an. »Wir könnten anrufen. Vielleicht ist es noch gar nicht soweit, so daß wir die Chance haben, den Saal räumen zu lassen.«

Ich fand die Idee gut. Commissioner Hartley war ebenfalls einverstanden.

Das Telefon stand hinter der Rezeption. Hartley scheuchte einige Neugierige weg, darunter auch zwei Portiers.

Hanson teilte mir die Nummer mit, die ich zu wählen hatte. »Drei sieben neun.«

Ich tippte sie in die Tastatur. Mit der linken Hand hielt ich den Hörer fest. Auf meiner Haut sammelte sich Schweiß. Suko, der Commissioner und Hanson schauten mich gespannt an, sagten aber kein Wort.

Fünfmal läutete es durch.

Dann wurde abgehoben.

Ich nickte. Jetzt wußten auch die anderen Bescheid, daß abgenommen worden war.

»Ja?« meldete sich eine Stimme, die mich förmlich elektrisierte.

Sie gehörte Sheila Conolly!

»Sheila!« sagte ich nur.

»John, mein Gott…«

Da war mir auf einmal klar, daß nichts mehr ging. Die andere Seite hielt die Trümpfe in der Hand.

»Wie geht es euch. Ist Shao okay?«

»Ja.«

»Und? Kannst du sprechen?«

»Ich weiß nicht, John, es ist alles so schrecklich. Diese Mannequins sind Tigerinnen. Sie wollen uns ebenfalls zu diesen Kreaturen machen. John, wenn du uns helfen kannst…«

Sheila Conolly sprach nicht mehr weiter, denn jemand nahm ihr den Hörer aus der Hand.

Und dann hörte ich Serena Kyle. Vor Wut ballte ich die rechte Hand, bis die Fingernägel in das Fleisch stießen.

»Sinclair, diesmal hast du verloren. Wir haben die Geiseln. Wenn ihr versucht, den Raum zu stürmen, bringen wir sie um. Verschwinde also. Retten kannst du nichts mehr.«

»Moment noch!« rief ich. »Wir sollten…«

Klack aufgelegt.

Durch die Nase zog ich die Luft ein. Mein Gesicht spiegelte sich in einer Scheibe hinter der Rezeption wider. Die durch die Splitter entstandenen Blutflecken sahen aus wie winzige dunkelrote Sommersprossen.

Suko faßte mich an der Schulter. »Was ist mit Shao, John. Himmel, rede.«

»Sie lebt!« antwortete ich. Dann erzählte ich von der Drohung und daß wir so gut wie keine Chance hatten.

»Aber wir müssen etwas unternehmen!« knirschte Suko. »Jede Sekunde, die wir hier länger herumstehen, ist verlorene Zeit. Wenn ich nur wüßte, wie…«

Ich wandte mich an den Direktor. »Können Sie mir eine Zeichnung des Saals besorgen?«

»Da müßte ich nachschauen.«

»Das dauert zu lange«, mischte sich Commissioner Hartley ein. »Gibt

es zweite Türen oder Fenster?«
»Nein, nichts.«
Ich verengte die Augen zu Sicheln.
Eine Idee war mir durch den Kopf gezuckt. »Wenn es keine Fenster vorhanden sind, muß es doch eine Klimaanlage geben.«
»Ja.«
»Und auch Lüftungsschächte.«
»Wollen Sie da durch?« fragte Hartley.
»Nein, ich nicht…«
»Sondern?« Alle schauten mich jetzt gespannt an.
»Kampfgas«, erwiderte ich. »Wir müssen es mit Kampfgas versuchen. Es ist unsere einzige Chance…«

***

Kampfgas gegen Dämonen!
Noch nie hatte ich so etwas ausprobiert. Der ganze Einsatz war ein Risiko und besonders für die Geiseln. Sie würden durch das Gas innerhalb von Sekunden in eine tiefe Bewußtlosigkeit fallen, und dann hatten die Tigerfrauen die Chance, über die Wehrlosen herzufallen falls sie nicht selbst ausgeschaltet waren.
Natürlich würden wir nur solch ein Gas nehmen, das völlig gesundheitsunschädlich war. Es gab diese Gase. Außer ein wenig Kopfweh blieb nichts weiter zurück.
Wir hatten noch zwei Minuten diskutiert. Weder Suko noch der Commissioner wußten eine bessere Lösung. Wenn wir den Saal stürmten, würde es ein Blutbad geben.
Ich rief Superintendent Powell an und trug ihm meinen Wunsch vor. Sir Powell reagierte sofort. Er fragte nicht lange herum, sondern erwiderte: »Tun Sie, was Sie für richtig halten. Ich werde alles in die Wege leiten. Und viel Glück.«
»Danke, Sir.«
Jetzt mußten wir warten, bis das Kampfgas eintraf. Sir Powell würde seine Beziehungen spielen lassen, in der Zwischenzeit konnten wir uns das Hotel ansehen.
Die Energieanlage lag im Keller. Ein Hausmeister begleitete den Direktor, Suko und mich. Er erklärte uns, auf welchem Wege man das Gas in die Lüftung leiten konnte, nachdem wir ihn zuvor zu strengstem Stillschweigen verdonnert hatten.
Der Hausmeister stellte auch keine Fragen. Er war ein ruhiger, besonnener Mann, im Gegensatz zu seinem Chef.
Wir fuhren wieder hoch ins Foyer.
Hartley winkte uns zu. »Soeben ist ein Anruf gekommen«, verkündete er, »das Gas ist bereits unterwegs.«
Mir fiel die Hälfte des schweren Steins bereits vom Herzen. Suko

sagte wenig. Er stand da und starrte auf seine Schuhspitzen. Nur ich wußte, daß in seinem Innern eine Hölle tobte.

Aber auch ich machte mir große Sorgen und Sheila und Shao. Wenn diese Serena Kyle durchdrehte, war es für die beiden Frauen zu spät.

Nun verrann die Zeit.

Ich konnte meinen Blick gar nicht mehr vom Sekundenzeiger der Uhr lösen und rauchte vor lauter Nervosität zwei Zigaretten, obwohl ich das Rauchen eigentlich einschränken wollte.

Auf Commissioner Hartleys Anweisung hin waren die Reporter in einem Extraraum untergebracht worden. Sie sollten auf keinen Fall etwas mitbekommen.

Dann traf der Wagen von der Army ein. Er konnte nicht bis dicht vor den Eingang fahren. Die Soldaten mußten das Gas vor der Auffahrt abladen.

Suko und ich liefen hinaus.

Ein Sergeant fragte nach mir.

»Ich bin Oberinspektor Sinclair.«

Der Sergeant grüßte. »Man hat mir Bescheid gesagt.« Er winkte seinen Leuten zu, und dann begannen die vier Soldaten damit, die großen Gasbehälter abzuladen.

Sie trugen sie ins Hotel.

Natürlich wurden wir von Zeitungsleuten beobachtet, und natürlich wurden auch Fotos geschossen. Das ließ sich leider nicht umgehen.

Der Hausmeister wartete im Keller.

Er erklärte den technisch versierten Soldaten mit wenigen Worten die Funktion der Anlage.

Die Männer nickten.

Alles klar!

Wirklich alles?

Ich gab Suko das Zeichen. Er wußte, wo unser Platz in den nächsten Minuten war.

Vom Keller fuhren wir hoch bis in die erste Etage, in der sich der Saal befand.

Hanson hatte mir erklärt, wie man dorthin gelangte. Auf Zehenspitzen schlichen wir weiter.

Es war still.

Noch…

Dann sahen wir die beiden Pagen am Boden liegen. Und gleichzeitig hörten wir hinter der Tür die Schreie.

Beide wollten wir los, doch wir beherrschten uns eisern, weil es einfach keinen Zweck hatte, blind loszustürmen.

Eine Tür trennte uns von dem Chaos.

Und die Stimmen wurden lauter. Manchmal hörten wir auch das Weinen der Frauen.

Himmel, wann war es denn endlich soweit!

***

Als Serena Kyle den Hörer auf die Gabel legte, schienen ihre Augen noch stärker zu leuchten. Vielleicht lag dies auch an dem ungeheuren Triumph, den sie in diesen Augenblicken empfand.

Sheila Conolly stand neben dem schmalen Holztisch mit dem grünen Telefon darauf. Ängstlich schaute sie die Kyle an. Auch den anderen erging es nicht besser. Sie alle hatten Angst vor dieser Tigerfrau. Zusätzlich standen noch die beiden Schwestern wie zwei Denkmäler zu beiden Seiten der Tür und richteten ihre Waffenmündungen drohend auf die Anwesenden.

Last not least schlichen die gefährlichen Tiger durch den Saal. Sie liefen, als wären ihre Pfoten aus Samt. Nur hin und wieder hörte man ein Geräusch, wenn der Schweif gegen den Körper klatschte.

»Sinclair kann euch nicht helfen«, sagte Serena Kyle und meinte dabei besonders Sheila Conolly. »Einmal ist es ihm gelungen, mich zu überlisten, ein zweites Mal schafft er es nicht. Diesmal bin ich an der Reihe.« Sie streckte ihren Arm nach Sheila aus, doch sie wich zurück. Serena Kyle lachte. »Und mit dir, Täubchen, fange ich an. Nicht die Frau auf der Bühne bekommt den ersten Biß, sondern du, meine Liebe. Du kennst John Sinclair, das habe ich gemerkt. Um so besser, wenn du ihm plötzlich als mordende Raubkatze gegenübertrittst.«

»Rühren Sie mich nicht an!« schrie Sheila. Sie wußte selbst nicht, woher sie den Mut zu dieser Äußerung nahm.

»Was du wehrst dich?«

»Ja.«

Da sprang Serena Kyle vor. Weit riß sie den Mund auf, und abermals präsentierte sie ihre gefährlichen Zähne. Sie schlug damit nach Sheila Conolly, doch Bills Frau hatte aufgepaßt und rammte ihr den angewinkelten Ellbogen in den Mund.

Die Kyle fluchte.

Die anderen Geiseln zogen sich zurück.

Betty Hobart schritt vor. »Soll ich schießen?« keifte sie mit schriller Stimme.

»Nein, noch nicht!« befahl die Kyle.

Niemand achtete auf Shao, die den allgemeinen Wirrwarr ausnutzte und sich langsam an Serena Kyle heranschlich. Shao kannte die Grundregeln der Karatetechnik und wollte versuchen, diese Frau zu überwältigen.

Noch griffen die Tiger nicht ein. Ihre funkelnden Raubtieraugen waren vielmehr auf die übrigen Geiseln gerichtet, die sich eng zusammengedrängt hatten.

Sheila Conolly war zurückgesprungen. Leicht geduckt stand sie da. In

ihrem Blick flackerte die Angst, aber auch der Wille, nicht so leicht aufzugeben.

Und dann war Shao da.

Das letzte Stück sprang sie. Ihre Handkante flog nach unten. Serena Kyle brüllte auf und taumelte. Shao hatte sie hart getroffen, aber sie war nicht erledigt.

Kreischend fuhr sie herum.

Und schrie einen Befehl.

Vier Tigerkatzen schnellten auf der Stelle herum, trennten sich und jagten von allen Seiten auf die schreckensstarre Sheila Conolly zu.

Sheila wich zurück. Sie kam nur einen Schritt weit, dann berührten ihre Beine den Körper Serena Kyles.

Aus!

Die Kyle lachte gellend.

»Legt sie um!« brüllte sie den beiden Schwestern zu und meinte mit diesem Befehl Shao.

Betty feuerte. Shao hechtete zur Seite, und im selben Moment fiel Serena Kyles Arm nach unten.

Der erste Tiger sprang auf Sheila Conolly zu!

***

Im selben Augenblick stießen wir die Tür auf. Wir hatten den Schuß gehört.

Nichts hielt uns mehr.

Allein meine Reaktion entschied in den nächsten Sekunden über Leben und Tod.

Ich sah den Körper durch die Luft fliegen, brüllte Sheilas Namen und feuerte.

Ich streute mit der Waffe, und die silbernen Kugeln hieben in den Körper der Bestie.

Sheila war zu Boden gefallen. Die Tigerin flog über sie hinweg und brach zusammen.

Doch da waren noch die anderen.

Aus den Augenwinkeln sah ich Suko, wie er auf eine der Schwestern zuhechtete und ihr die Waffe aus der Hand schlug. Shao lag am Boden, und Suko kreiselte sofort herum, um sich der anderen Frau anzunehmen, die auf ihn feuerte, den Schuß jedoch verriß, so daß die Kugel an Sukos Kopf vorbeistrich.

Dann machte mein chinesischer Partner mit einem Schlag alles klar. Francine Hobart fiel bewußtlos zu Boden.

Aber noch standen die acht Raubkatzen gegen uns.

Und Serena Kyle.

Sie war zurückgewichen, bis an den Laufsteg, und von dort schrie sie ihre Befehle.

Die Tiger sollten uns angreifen!
Acht Raubkatzen, dazu die Geiseln, die von einer wahren Angstflut gepackt worden waren und wir.
Ein Verhältnis, das nicht stimmte, das nicht aufging. Wir würden untergehen, aber wir würden unser Leben so teuer wie möglich verkaufen.
Shao hielt sich an Sukos Seite. Der Chinese hatte nicht nur seine Pistole gezogen, sondern riß auch jetzt die Dämonenpeitsche hervor, jene Waffe, die wir Myxin, dem Magier, abgenommen hatten.
Sheila hielt sich an meiner Seite. Sie zitterte so, daß ihre Zähne aufeinanderschlugen.
Der Tiger, den ich mit meinen Kugeln getroffen hatte, existierte nicht mehr. Statt dessen lag ein totes Mädchen auf dem Boden.
Wann endlich strömte das Gas ein?
Die Kyle hatte sich immer mehr zurückgezogen. Sie schlich über den Laufsteg auf die Bühne zu. Die Arme hatte sie angewinkelt und halb erhoben. Ihr Gesicht war eine Fratze.
Kaum jemand achtete auf das Zischen. Vielleicht hörte es auch niemand. Suko und ich aber wußten Bescheid. Wir holten noch einmal tief Luft und hielten sie dann an.
Da sprang der erste Tiger.
Er hechtete auf Suko zu, und zwei andere Bestien wollten auf mich zuwuchten.
Im selben Moment setzte die Wirkung des Gases ein. Schon zu Beginn des Sprunges waren die Tiger nicht mehr so geschmeidig wie sonst. Jetzt brachen sie praktisch mitten in der Luft zusammen und prallten zu Boden.
Den Menschen erging es nicht anders.
Ich hörte noch Sheilas ersticktes Röcheln, sah ihren erstaunten Ausdruck. Dann brach die Frau meines Freundes in die Knie. Shao wollte sich noch an Suko festklammern. Der Chinese streifte ihre Finger ab, und Shao blieb liegen.
Das Zischen hatte sich verstärkt. Geruch- und farbloses Gas strömte mit hoher Geschwindigkeit durch die Lüftungsschächte und schaltete sowohl Tiere als auch Menschen aus.
Die Geiseln fielen um, und die Tiger wurden kraftlos und müde.
Nur eine nicht.
Serena Kyle. Sie schien etwas gemerkt zu haben und zog sofort ihre richtigen Schlüsse.
Sie ergriff die Flucht.
Serena Kyle rannte auf die Bühne und war verschwunden.
Für mich gab es kein Halten mehr. Ich nickte Suko zu sprechen konnte ich ja nicht, weil ich noch die Luft anhalten mußte und nahm die Verfolgung der Frau auf.

Diesmal wollte ich sie packen. Heute sollte ihr niemand mehr helfen. Auch nicht Asmodina, die sie beim letzten Fall gerettet hatte.

Wie, das wußte ich auch nicht genau. Ich hatte ihre Leiche vor dem Hochhaus liegend erwartet, da Serena Kyle abgestürzt war. Doch die Tote gab es nicht mehr. Sie war verschwunden.

Nun ja, das war Schnee von gestern.

Diesmal mußte ich sie fangen, bevor sie noch mehr Menschen ins Unglück riß.

Ich jagte die Stufen zum Laufsteg hoch und sprintete über den flauschigen Teppich. Dabei hatte ich das Gefühl, auf Gras zu laufen. Es fiel mir verdammt schwer, den Mund nicht zu öffnen, denn mittlerweile machte sich bei mir die Atemnot bemerkbar.

Aber ich hielt durch.

Die Bühne.

Ich stoppte und lauschte auf die Schritte der fliehenden Frau.

Nichts zu hören.

Dafür klappte eine Tür.

Rechts von mir.

Ich gelangte in einen schmalen Korridor, in dem auch die Garderoben lagen. Die Wände an den beiden Seiten bewegten sich hin und her, rote Kreise tanzten vor meinen Augen.

Ich mußte Luft holen.

Die erstbeste Tür riß ich auf.

Dahinter lag die Garderobe. Es waren zwei lange Räume. Als ich aus dem zweiten Raum das Fauchen hörte, rammte ich hinter mir die Tür zu.

Jetzt wußte ich, wo Serena Kyle steckte.

Und da war sie schon.

Ich riß den Mund auf und holte tief Luft. Es tat ungeheuer gut, durchatmen zu können.

Der Schwindel verging, doch dafür sah ich mich mit einem neuen Problem konfrontiert.

Serena Kyle war zu einer Tigerfrau geworden!

***

Sie bot einen schockierenden und faszinierenden Anblick zugleich. Bis auf die zu Pranken gewordenen Arme war ihr Körper völlig normal geblieben. Das heißt, ihr Oberkörper. Der Kopf jedoch hatte sich verändert.

Auf ihrem Hals saß der Schädel eines Tigers.

Kalte, gelbgrün leuchtende Augen starrten mich an. Ich sah über der Schnauze die Haare zittern, der Rachen war weit aufgerissen, die Reißzähne funkelten. Eine lange Zunge lag im Gaumen, und aus dem Hals drang ein drohendes Fauchen.

Sie näherte sich mir.
Und dann legte sie mich rein.
Mit dem Fuß hämmerte sie gegen einen der leichten Stühle. Er wurde angehoben und flog auf mich zu.
Ich tauchte weg, und der Stuhl flog an mir vorbei, wobei mich ein Bein noch an der Schulter streifte. Doch meine Aktion hatte Zeit gekostet, denn nach dem Stuhl folgte sie.
Die Kyle sprang mich an.
Übergroß sah ich den Kopf der Bestie vor mir auftauchen, achtete dabei nicht auf die Pranken und spürte einen Schlag gegen den rechten Unterarm.
Stoff riß wie Papier. Haut ging in Fetzen. Ich ließ die Waffe fallen, und dann war die Tigerfrau über mir.
Die Wucht des Anpralls drückte mich nach hinten. Ich stieß mit dem Rücken gegen die Kante eines Schminktisches, rammte instinktiv die linke Faust vor und traf die Tigerfrau dicht unterhalb des gefährlichen Rachens.
Sie fauchte wütend.
Ich riß mein Knie hoch und trat zu.
Serena Kyle flog zurück. Sie prallte gegen die Wand, aber sie war noch nicht ausgeschaltet, sondern erst richtig wütend geworden. In ihren Augen las ich den Willen, mich zu töten.
Ja, sie würde mich umbringen.
Meine Beretta hatte ich verloren, aber nicht den Dolch.
Blitzschnell zog ich ihn aus der Scheide.
Serena Kyle flog auf mich zu.
Ich sah den häßlichen Kopf vor meinen Augen auftauchen, den weit aufgerissenen Rachen, die blitzenden, mörderischen Zähne, mit denen sie mich zermalmen wollte, und mir blieb einfach keine andere Möglichkeit, wenn ich mein Leben retten wollte.
Ich stieß zu!
Meine Hand kam etwas schräg von oben. Der silberne, geweihte Dolch traf haargenau das Ziel.
Die nächsten Ereignisse sah ich wie in einem Zeitlupenfilm. Serena Kyle wurde zurückgeworfen. Schräg fiel sie zu Boden, rollte sich herum, wobei ihre Pranken zum Kopf hochfuhren, genau dort, wo ich sie getroffen hatte.
Im selben Augenblick setzte dir Rückverwandlung ein.
Aus Serena Kyle wurde wieder ein Mensch.
Ich bückte mich. Eine Tote log vor mir. Ihre Augen, nun nicht mehr rot, starrten leer und glanzlos die graue Decke des Raumes an.
Ich streifte die Lider über die Pupillen und erhob mich. In meinem Magen spürte ich einen Kloß und auf der Zunge einen bitteren Geschmack.

Obwohl ich Serena Kyle besiegt hatte, wurde ich nicht so recht froh. Menschen waren gestorben, und so etwas ist immer bitter.

Die Tür wurde aufgerissen. Suko erschien.

»Ist alles in Ordnung?« fragte er. Ich deutete auf die Tote. Die Antwort reichte ihm.

***

Die Wirkung des Gases hielt noch an. Auf dem Flur wimmelte es von Polizisten. Suko und ich erhielten Masken, damit wir den Saal betreten konnten.

Und da erlebten wir eine Überraschung.

Es gab keine Tigerinnen mehr. Mit dem Tod der Serena Kyle waren auch sie von dem unseligen Fluch erlöst worden. Die Menschen waren zwar bewußtlos, aber sie lebten.

Bis auf eine allerdings.

Die hatte ich töten müssen, um Sheila Conollys Leben zu retten. Welche Rolle die beiden älteren Frauen in dem Fall gespielt hatten, würden die Ermittlungen ergeben.

Suko und ich verließen den Raum wieder. Draußen nahmen wir die Masken ab.

Commissioner Hartley war sofort bei mir. »Alles klar?« fragte er.

»Ja, wir haben es überstanden, auch die Initiatorin lebt nicht mehr. Ich mußte sie töten.«

Hartley hob die Schultern. Dann fragte er. »Was sagen wir denn der Presse?«

»Nichts, gar nichts. Sollen sie raten.« Ich ließ den Commissioner stehen, um ein Telefon zu suchen. Einer wartete sicherlich auf meinen Anruf.

Sir Powell hob schön beim ersten Läuten ab.

»Sie können wieder mit mir rechnen, Sir«, sagte ich. »Es ist alles in Ordnung.«

»Gott sei Dank«, erwiderte Powell. »Und den Bericht?«

»Erhalten Sie morgen, Sir«, erwiderte ich müde und legte auf, wählte jedoch gleich darauf neu, um Bill Conolly, meinen alten Freund und Kampfgenossen, zu informieren.

Schließlich hatte er ein Recht darauf zu erfahren, was man so alles bei einer Modenschau erleben kann…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 67 »Die Teufelssekte«